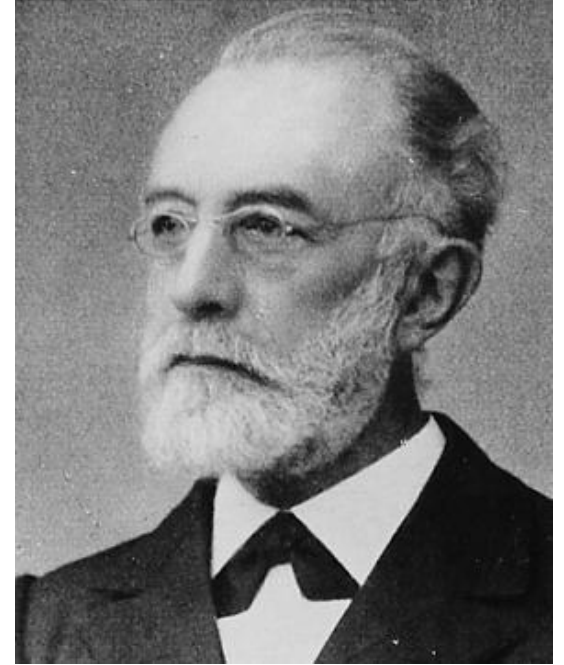




THEODOR PIDERIT  
*VON BREMERHAFEN*  
*NACH VALPARAISO*

21. SEPTEMBER 1850 BIS

15. JANUAR 1851



Theodor Piderit wurde am 15. September 1828 in Detmold geboren. Sein Vater Carl war Mediziner und hat das Krankenhaus in Detmold gegründet. Theodors Mutter Elisabeth starb bei seiner Geburt. Carl heiratete darauf Louise Mannes, mit der er elf weitere Kinder hatte (im Tagebuch werden Theodors Halbschwestern Alma und Emma erwähnt). Auch Theodor studierte Medizin in Göttingen und Heidelberg. Nach der Promotion 1849 lebte er kurze Zeit in Berlin, aber er war von den politischen Zuständen in Deutschland nach der gescheiterten Revolution von 1848 derart enttäuscht, dass er im September 1850 in Bremerhaven das Segelschiff „Hermann von Beckerath“ bestieg und nach Chile auswanderte. Der folgende Text ist das Tagebuch, das er während der fast viermonatigen Reise an Bord führte und nach der Ankunft an seinen Vater in Detmold schickte.

Im chilenischen Valparaiso gründete Theodor eine erfolgreiche Arztpraxis. 1859 reiste er durch Süd- und Nordamerika nach Frankreich und Spanien, um dann im Juni 1860 die Piderits in Detmold zu besuchen. Gleichzeitig kam er mit dem festen Vorsatz, sich in der Heimat eine deutsche Braut zu suchen. Freunde empfahlen ihm, die Bekanntschaft von Anna Rose in Bielefeld zu machen. Theodor nahm am Sängerkonvent in Bielefeld teil und lernte Anna Ende Juli dort kennen. Bereits am 1. September heirateten die beiden. Die Hochzeitsreise führte sie durch Deutschland, Frankreich und England. Von dort nahm Theodor seine Frau mit nach Valparaiso. 1864 kehrte er mit seiner Familie nach Detmold zurück, wo er bis zu seinem Tod am 24. Januar 1912 lebte. Sein medizinisches Standardwerk „Mimik und Physiognomik“ erschien 1867, wurde von Charles Darwin sehr geschätzt und erlebte bis in die Gegenwart zahlreiche Auflagen. Daneben veröffentlichte Theodor weitere wissenschaftliche Werke, Tagebücher, Geschichten und mehrere Theaterstücke.

Andreas Kern Herbst 2019

*Am 21<sup>sten</sup> SEPTEMBER Mittags wurde unser Schiff aus dem Hafen bugsirt und lag Nachmittags auf der Rhede. Abends beim Thee sagte der Capitain: Morgens um 7 Uhr wird Kaffee getrunken, wer dann nicht aufgestanden und angekleidet ist, trinkt keinen Kaffee. Um 9<sup>1/2</sup> Uhr kroch schon Jedermann in seine Kojen, um die Zeit nicht zu verschlafen. Mein Bett besteht aus einer Heu-Matratze, so lang und so breit wie mein Leichnam, aus einem dito Wulst, genannt Kopfkissen, und einer wollenen Decke, in die man sich so vollständig wie möglich einwickelt, um nicht mit zerbrochenen Gliedern aufzuwachen. Durch allerlei künstliche Manoeuvres gelang es mir endlich, mich in mein Schlafgemach zu quetschen; – vertikale Bewegungen sind darin absolut unstatthaft, horizontale nur mit Hindernissen; so liegt man die ganze Nacht auf dem Rücken, eingepfercht wie eine ägyptische Mumie. Nach dem ich noch einen resignirten Blick in dieser kleinen Hütte umhergeworfen, welche keineswegs Raum hat für ein liebend Paar, und meinem Schlafkameraden eine gute Nacht nachgeseufzt hatte, dessen Beine und Hemdzipfel eben über meinem Horizonte verschwanden, schief ich zum ersten Male auf der See ein. Nicht lange, so wurde ich plötzlich durch einen heillosen Lärm aufgeschreckt. Entsetzt fuhr ich in die Höhe, rannte mit der Nase an einen Bettpfosten, mit dem Hinterkopfe an einen Schiffsnagel und kam dadurch schnell zur Besinnung. Es waren nur einige Dutzend Enten, die gerade über mir logirten,*

und Gott weiß wodurch, in ihrer Ruhe gestört, dieß heillose Geschnatter fahren ließen. Nach einer Weile war Alles wieder still, nur das Schnarchen aus 11 offenen Mäulern ließ sich hören und an der Wand des Schiffs das ein förmige Plätschern der Wellen. Schon um 5 Uhr wurde ich wieder erweckt. Mein Schlafkamerad erhob sich, der Hunger trieb ihn heraus. Um der Seekrankheit zu entgehen, hatte er am Tage vorher nichts gegessen und die Furcht sein Frühstück zu verschlafen, trieb ihn aus seiner zweiten Etage herunter. Bald war Alles auf den Beinen, jähnend, sich reckend und dehnend, suchend, fluchend und stöhnend, lachend und foppend, einpackend und auspackend, bis Alles costümiert und zum Kaffee bereit war. Aber eine halbe Stunde nach der andern verging und immer noch wollte die erschte Frühstücksglocke nicht rufen. Mein Schlafgenosse lief mit schlotternden Knien und bleichem Antlitz auf dem Verdeck auf und ab und warf manchen hohlen Blick in die Kajüthür, ob nicht der Stewart den Kaffeetopf brächte. Endlich erschien der Ersehnte. Er sofort hinterhergeschossen und die ganze Gesellschaft wohlgefällig murmelnd hinterdrein! Längst saßen wir alle in guter Ordnung vor dem noch geheimnisvoll geschlossenen Kaffeetopf, als erst die Frühstücksglocke läutete, und der Capitain lachend über unsere Pünktlichkeit eintrat. —

DEN 22<sup>ten</sup>. Wind aus Westen. Warmer Regen. Der Lootse giebt keine Hoffnung. Mittags will der Capi-

tain noch einmal an's Land und ladet zur Begleitung ein. Alle melden sich. Nun sollen nur die zugelassen werden, die noch Geschäfte am Lande haben, unter den übrigen soll das Loos entscheiden. Ich versicherte möglichst ernsthaft noch kein Bettzeug zu haben und wurde in Folge dessen für „unbedingt tauglich“ erklärt. Schließlich wurden beide Böte mobil gemacht, so daß Alle mitfahren konnten. Schon nach 24 Stunden betrat ich wieder den Boden, von dem ich Tags vorher auf ewige Zeiten zärtlichen Abschied genommen hatte. Ich fühlte mich blamirt wie Jemand, der der Welt das letzte Lebewohl gesagt hat, um sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen und dem unverhoffter Weise die Pistole versagt. Der Capitain war früh wieder abgefahren. Als wir mit dem zweiten Boote an's Schiff zurückkamen, erzählte man uns mit sehr ernsthaftem Gesichte, daß das erste Boot auf die Ankerkette gerannt wäre und Alle in großer Gefahr geschwebt hätten. Nach dem Thee lud ich den Capitain ein, eine Flasche Champagner mit mir zu trinken, die ich in Bremerhafen von Freund Tölle erstanden hatte. Er bat mich damit zu warten; und wie Alle auf Deck mit ihren Cigarren beschäftigt waren, überlieferte mir der Capitain die nöthigen Ingredienzen zu einer Bowle, die alsobald gebraut war. Die Gesellschaft wurde heruntergerufen und mit einem donnernden Hoch auf den Capitain der Kneipabend eröffnet. Der Champagner war erbärmlich und ging in der Bowle auf. Vom Zwischendeck wurde der österreichische

Exritmeister Fischer eingeladen. Ungerufen und wie ein armer Sünder, aber mit durstiger Seele, stellte sich auch College Richter ein, was eine peinliche Stimmung hervorrief, da sich kurz vorher der Capitain in etwas mißliebiger Weise über ihn ausgelassen hatte. Viel und mancherlei wurde gesungen und auf dem Verdeck nachher noch allerlei Unsinn aufgeführt, daß der Lärm weithin über den ruhigen Strom schallte. Richter producirte sämtliche europäische Hausthiere, wodurch er den Capitain etwas versöhnte. Schließlich spielte mein Kojenkamerad Matthaei auf seiner Geige eine Française, und 8 Herren (Richter als Dame im Pelzschlafrock) tanzten dazu im Negligé beim Mondenschein.

DEN 23<sup>ten</sup>. Der Wind immer conträr, das Wetter köstlich. Jedermann kommt mit irgend einem Instrumente auf Deck. Trompeten, Flöten, Harmonica und Guitarren wimmern gottsjämmerlich durcheinander. Mein unvergleichlicher Schiffsstuhl findet viele Neider. Nachmittags ging wieder ein Boot nach Bremerhafen, um noch einige Einkäufe zu machen. Doch durfte kein Passagier mit. Eben konnte das Boot im Hafen sein, als der Wind nach Osten sprang, und der Lootse Alles zum Aufbruch fertig machen ließ. Wir Passagiere packten sofort Bücher, Kleider pp. sorgfältig ein, um nicht unvorbereitet der Seerkrankheit anheimzufallen. Das Boot kehrte schnell zurück, die Anker wurden gelichtet und mit vollen Segeln fahren wir den breiten Strom herunter, daß bald die rothen

Dächer von Bremerhafen am Horizonte verschwanden. Abends wurde wieder Anker geworfen. Eine herrliche Nacht! – Der Mond blickt dann und wann durch die aufsteigenden Wolken und gießt ein zitterndes, glanzvolles Licht über die leis' aufrauschende dunkle Meeresfläche. Auf der anderen Seite in nebelgrauer Ferne, das Leuchtschiff, ein kleines keckes Licht. Nach Tisch schrieb ich meinen letzten Brief an Vater.

DEN 24<sup>ten</sup>. Alle sind früh auf den Beinen. Das Schiff segelt mit frischem Ostwinde. Wir sind in der Nordsee. Die tiefgrünen Wellen mit ihren weißen Schaumkronen tanzen wogend um das Schiff. Kleine Seevögel lassen sich von ihnen lustig auf- und niederschaukeln. Unbekümmert lassen sich die winzigen Wesen in den weiten Ocean hineinragen und kehren dann auf schnellen Schwüngen ins heimische Nest zurück. – Der Lootsenkutter, der unsren temporären Capitain zurückbringen soll, hält keck mit uns Strich. Wie sinnig bewegt ist doch das Leben eines Lootsen! Die Ausziehenden und die Heimkehrenden begleitet er auf ihrem ersten und auf ihrem letzten Wege, wie ein guter Seelsorger seine Pfarrkinder. Er geleitet sie auf dem ersten Wege hinaus in die wüste, bewegte See des Lebens, und empfängt sie, wenn sie daraus zurückkehren, mit Herzen – reich an Erfahrungen und gebrochenen Hoffnungen. – Der Lootse hat nun unser Schiff verlassen. Auf schwankendem Boote zieht er von dannen, und nimmt die letzten Briefe und Grüße der Heimathlosen mit sich. –

Zur Linken liegt Norderney mit sonnenbeglänzt  
Thurme, zur Rechten der weißlich schimmernde Strand  
von Helgoland. Die Sonne wirft leuchtende Streiflichter  
über die Fluth hin und wieder, und die hüpfenden Wellen  
scheinen durchsichtig grün wie Smaragd. Am Horizonte  
ziehen weiße Segel herauf und hinab, wie stolzrudernde  
Schwäne. Der Capitain läßt alle Segel beisetzen, die Passa-  
giere präpariren sich auf die Seekrankheit. Mich befällt  
ab und zu ein wunderbar schwimmeliges Gefühl. Um  
10 Uhr Morgens passirte der Umland, mit dem Louis  
wahrscheinlich fahren wird – ein stolzes Schiff.

DEN 25<sup>ten</sup>. Der Wind geht leider immer mehr nach  
Westen herum und ist sehr flau. Wir gehen kaum so  
schnell, wie eine altdeutsche Postkutsche. Der Abend  
war prachtvoll. Die Sonne sank am Horizonte hinter die  
Wolken, wie hinter ein fernes Alpengebirge, und zitternd  
küßte der goldne Schein die stille See. Ich träumte mich  
zurück in die glücklichste Zeit meines Lebens – als ich  
am Ufer des Genfer See's saß und vom fernen Jura her  
die Sonne ihre letzten glühenden Strahlen über den blauen  
Wasserhimmel warf. Damals träumte ich gern von der  
jetzigen Zeit, jetzt träume ich gern von der damaligen. So  
schwankt das Leben zwischen Hoffnung und Erinnerung!  
Drei Finken und zwei Spatzen haben sich auf dem Schiffe  
niedergelassen, sie sind ausgehungert und zahm wie alte Be-  
kannte. – In weiter Ferne fliegt durch den Abendhimmel  
eine weiße Möve dem Lande zu. Grüße mein Vaterland! –

DEN 1<sup>ten</sup> OCTOBER. Ist es nicht, um sich gleich ein Bein  
auszureißen? Erster October ist es geworden und noch  
sind wir nicht weiter als am Tage unserer Abreise.

Am 25<sup>ten</sup> Nachmittags begann der Wind heftig aus  
Westen zu blasen; das Schiff schwankte auf höchst unge-  
müthliche Weise auf und nieder, so daß alle Passagiere in  
die Mitte des Schiffes flüchteten, weil dort die Bewegung  
am geringsten ist, während das Vordertheil und Hinter-  
theil wie betrunken herauf und herunter nickten. Das  
laute Gelächter und Gespräch verstummte mehr und  
mehr, die Gesichter wurden blaß und endlich erhob sich  
schwankend mit gläsernen Augen der erste Seekranke. Ein  
lautes aber etwas erkünsteltes Hohngelächter folgte ihm.  
Nicht lange, so wankten auch die Meisten zur Rechten  
und zur Linken, um Neptun den schuldigen Tribut zu  
entrichten. Als ich mein Stündlein nahen fühlte, kroch ich  
in einen Winkel, wo ich unbemerkt leiden konnte. An-  
fangs versuchte ich meine Productionen zu zählen, doch  
hab' ich's, glaube ich, nicht weiter als bis zu einem Dutzend  
gebracht; dann verließ mich der Zahlensinn mit den übr-  
igen fünf. Wie ein Häufchen Elend saß ich in der Fin-  
sterniß zusammengekauert und der Regen des Himmels  
strömte auf mich hernieder. Ich hätte viel darum gegeben,  
hätt' ich mich da mal selber sehen können! Endlich floh  
ich durchnäßt von Regen und erstarrt von Kälte in die  
Kojen. Wie ich in die dumpfe Kajüte kam, wirbelte Alles  
um mich herum, angstvoll und sinnverwirrend. In eiliger

Hast entkleidete ich mich – ein letzter Stoßseufzer – und endlich lag ich horizontal. Ich schloß die matten Augen, ließ mich willenlos in meinem Bretterkasten von Wind und Wellen hin und her, auf, und niederwerfen – und schlief endlich ein. Am andern Morgen erwachte ich vom Geklapper der Teller und Tassen, die zum Frühstück aufgesetzt wurden. Auf dem Tische sah ich ein Stück Speck stehen; dieser Anblick machte mich so verzagt, daß ich eiligst aus der Kojen sprang, mir einige Kleidungsstücke nothdürftig applicirte und schwindelnd die enge Treppe hinaufpolierte. „Die Angst beflügelt den eilenden Lauf“ – ich befahl Gott meine arme Seele, neigte mein lebensmüdes Haupt auf die tobende See nieder u. s. w. Ein Schelm giebt mehr als er hat, und – Alles muß auf dieser Welt einmal ein Ende nehmen. Auch ich bekam endlich Ruhe, kauerte mich in einen Winkel mit den übrigen bleichen Gestalten zusammen – und so saßen wir da sprachlos und gedankenlos, die See tobte um uns her und der Regen strömte auf uns hernieder. Der einzige Gedanke, der dann und wann durch meine umnebelten Sinne zuckte, war: An einem sonnigen Hügel zu liegen, wo man die matten Glieder im warmen Sande niederstrecken könnte und ausruhen von diesem teuflischen Schwanken. Wir saßen und fröstelten den ganzen Tag bis die Finsterniß uns wieder in die Kojen trieb, wo ich nicht eher einschlief, bis ich vor Schwindel sinnlos und kraftlos wurde. Bis heute hat sich nun diese gottlose Krankheit mehr und mehr gelegt – ich

fühle mich seefest. Aber vergebens erwarte ich den berühmten nach der Seekrankheit so äußerst erquicklichen Appetit. Mein katzenjämmerlicher Magen sträubt sich noch gegen die Schiffskost, und die Tafelfreuden des Landes umgaukeln meine Sinne wie liebliche Träume. Kämen wir nur endlich aus der Stelle. – Morgens segeln wir von Süden nach Norden, und Abends wieder von Norden nach Süden, so daß wir jeden Morgen wieder an derselben Stelle sind. Wenn der Stewart zum Aufstehen schellt, schreit's aus allen Kojen: Wie ist der Wind? und immer die niederschlagende Antwort: Südwest! – Es hat diese 7 Tage hindurch immer wüthend aus dem Kanale geblasen und geregnet. Die See schäumte und heulte Tag und Nacht und warf das Schiff auf und nieder wie einen Spielball. Unerträglich ist das Knarren des Mastes, der in unserer Kajüte steht und ohne Unterlaß keucht und kracht und ächzt, als wolle er uns gleich über dem Kopfe zusammenbrechen. Doch auch daran gewöhnt man sich mit der Zeit, wenn man muß, und schläft ruhig dabei ein.

Den 2ten OCTOBER Nachts 2 Uhr weckte mich die Stimme des Capitains. Alles rannte aus den Kojen auf Deck, wo der Capitain lachend stand und sagte, er wolle uns nur die schöne Nacht und den herrlichen Ostwind zeigen. In der That steuerte das Schiff mit allen Segeln nach Süden. Sehr befriedigt stiegen wir wieder in unsre Bretterbuden.

DEN 3<sup>ten</sup> OCTOBER. Man ist fröhlich und guter Dinge. In 24 Stunden hofft man den vermaledeiten Kanal hinter sich zu haben. Der letzte Schatten der Seekrankheit weicht von den Gesichtern. Ich fühle einen namenlosen Appetit und demnach mein Geist eine namenlose Spannkraft. Oh, wer doch immer guten Appetit und einen gesunden Magen hätte, er wäre auch stets edelführend und hochherzig. Nachmittags 32 Segel am Horizonte. Ich schreibe zum letzten Mal an Vater. Oh brächte mir Jemand noch einen Brief, einen letzten Gruß von Dir – die Küste ist so nah! Doch hinaus treibt mich das Schicksal, hinaus in den weiten, wüsten Ocean, unter fremde Sterne, in eine fremde Welt. – Jetzt erst fühle ich mich glücklich in der Heimath, da ich sie nicht mehr habe; in meinem Geiste steht die verlorne schöner auf! Der hoffende Gläubige, er meint im Himmel das wieder zu finden, was der Tod ihm hier auf Erden geraubt hat, aber in edlerer Gestalt, in schönerem Lichte! Diesen bittersüßen Tod finde ich in der Trennung, diesen Himmel finde ich in meiner Fantasie! Wie arm war ich, da ich Alles hatte, wie reich bin ich jetzt, da ich nichts mehr habe! – Der Wind hat sich gegen Abend wieder südlich gedreht. Wann wird sich endlich Neptun erbarmen, – Du griesgrämiger alter Duckmäuser Du! –

DEN 3<sup>ten</sup> OCTOBER. Immer conträrer Wind. Wir kreuzen am Eingange des Kanals. Französische und englische Fischerböte in Sicht. Doch die See geht zu hoch, als daß

sie herankommen und unsre Briefe abholen könnten. Abends Windstille. Durch den nächtlichen Nebel blicken hin und wieder die fernen Lichter der Schiffe. Stumm wie ein Friedhof liegt die bleiche Fluth. Jawohl ein Friedhof! Die Wellen sind die Grabhügel, und im nächtlichen Sturm, in den schäumenden Wogen, da tanzen und grinsen und heulen die ruhelosen Todten, die nicht über den Acheron fahren dürfen, weil ihre Gebeine nicht ruhen im Schooß der Erde! – Grausenvoll ist die Stille, wenn Alles schläft im Schiff und die bleichen Segel hängen schlaff und regungslos an den weißen Masten, als träumte das Schiff in dem schlafenden Ocean. Vergebens lauscht das Ohr in der feuchten Nachtluft auf einen Ton aus der Ferne. Einsam fühlt sich das Herz in dieser Meereswüste, als wäre es längst gestorben und in weiter, weiter Ferne läge das Leben mit seinem Schimmer und seiner Thorheit.

DEN 4<sup>ten</sup> OCTOBER. Erwachend, sehe ich mir gegenüber den Schweden Karlson sich stöhnend in sein Oelzeug verpuppen, denn auf Deck hört man es in Strömen gießen. Doch bald kam er lachend wieder herunter. Die Matrosen hatten das Deck abgespült. Es war schönes Wetter und es wehte ein günstiger wenn auch schwacher Wind. Nachmittags wieder Windstille. Englands dicke Nebel liegen auf dem Meere.

DEN 5<sup>ten</sup> OCTOBER. Contrairer Wind. Wir steuern wieder nach Norden. Gott gieb mir die Geduld der Kinder Israel, die in der Wüste hins und herzogen, ohne dem gelobten

Lande näher zu kommen, so wie wir auf der Wasserwüste vom Hermann von Beckerath oder Peckedraht an der Nase herumgeführt werden. Wie Moses das alte, verstockte Geschlecht aussterben ließ, eh' er nach Palästina steuerte, so müssen bei uns erst die alten verstockten Gedanken aussterben, die aus dem Lande der Pharaonen mit auszogen, eh' wir als neue Menschen eingehn dürfen in das gelobte Land unserer Wünsche. Statt dort Manna, regnet es bei uns Erbsen und Speck. – Mittags kam der Washington stolz an uns vorübergezogen. Wir sahen ihm neidisch nach, wie er majestätisch in den Wind hineinsegelte und am Horizonte eine lange Rauchwolke hinter sich sehen ließ. Der Aerger stieg Vetter Schönfeld in die Krone. Wir lehnten beide über die Schiffsbrüstung und da gerade kein passenderer Gegenstand vorhanden war, geruhte er an mir seine Wuth auszulassen. Er packte mich mit der Faust in den Nacken und – oh weh – meine blauweißblaue Corps jetzt Schiffsmütze fiel mir vom Kopfe, der letzte Flitter, der mir noch übrig geblieben war aus den frohen Studentenjahren. Da tanzt sie hin auf den grünen Wellen und noch aus weiter Ferne glänzen die silbergestickten Weinblätter in der Sonne. Neptun wird sich seiner Beute freuen, verwundert das mystisch verschlungene Verbindungszeichen beschauen, und – wenn er guten Geschmack hat, ohne Zweifel bei seinen Tritonen solche Mützen als Hoflivrée einführen. Neptun als Sachsen senior, und seine Tritonen als Corps Burschen um ihn her aus ihren Hör-

nern Seewasser kneipend – es müßte ein lustiger Anblick seyn. Wirklich schickte der alte Knauser zum Dank guten Wind. Aber wie lange wird's währen?

DEN 6<sup>ten</sup> OCTOBER. Der dritte Sonntag am Bord. Heilige Geduld steh' mir bei! Abends Windstille. Rings am Horizonte liegt ein grauer dichter Nebel, der die bleiche, regungslose Fluth mit dem blassen Himmel zu einer ungeheuren Kugel zu verschmelzen scheint, in der das Schiff mitten inne hängt wie ein Luftschiff, unbeweglich, unheimlich – ringsumher grausenhafte, leere Tiefe. Durch den Nebel zuckt dann und wann ein grelles Wetterleuchten. Bald kam im Sturm eine schwarze Wolkenmasse herübergezogen und ein furchtbarer Platzregen rasselte auf das Verdeck nieder. Er trieb mich in die Kajüte, so gern ich auch oben geblieben wäre. Es war ein grandioses Schauspiel, wie der Kampf der Elemente entbrannte. Anfangs zuckte der feurige Schein in weiter Ferne über das Meer und leise grollte es in der Tiefe, dann jagte das Gewitter auf Sturmesflügeln heran; – herab spien die feurigen Blitze in den donnernden Ocean, und hinauf die schäumenden Wellen in den finstern Nachthimmel. Bald fegte der Wind den Himmel wieder rein. Hell leuchten die Sterne, aber aus Südwesten prustet der Wind, daß Schiff und Masten beben. Es wird eine schlechte Nacht werden.

DEN 7<sup>ten</sup> OCTOBER. An Schlafen war in vergangener Nacht gar nicht zu denken. Der infame Mast machte eine unbe-



schreiblich ekelhafte Nachtmusik, – etwa als kratzte Je-  
mand mit einem ungeheuren Schieferstift auf einer un-  
geheuren Schiefertafel langsam und mit teuflischer Aus-  
dauer hin und her, und dabei stampften die Wellen in die  
Seiten des Schiffs, daß mir das Stampfen einer Walke,  
mühle dagegen ein sanftes Geräusch schien. Mit allen  
Gefühlen der beginnenden Seekrankheit eilte ich an die  
frische Luft. Gegessen habe ich den ganzen Tag fast gar  
Nichts. Mir ist jämmerlich zu Muthe, als hätte ich Tart.  
stibiat. in refract. dos. genommen. Der Capitain prophe-  
zeit 5 Tage Sturm. Das Schiff fliegt dem Norden zu.  
Morgen sind wir wieder in der Nähe von Bremerhafen.  
Ein vergnügtes Daseyn! – Mittags steuerten wir auf eine  
Tonne der Gabbard's Bank zu. Das Wasser ist hier 14–15'  
tief und unser Schiff geht 16 $\frac{1}{4}$ '! – Schleunigst wurde ge-  
wendet. Diese kleine Bank ist ein Vorläufer der großen  
und gefährlichen Galloper's Bank. Nachmittags kam die  
Sonne hervor. Von den schäumenden Wellenkronen riß  
der Wind leichte Nebelstreifen fort, so daß der ganze  
Ocean zu kochen und zu dampfen schien. In blitzenden,  
funkelnden Farben brach sich das Sonnenlicht auf den  
grünen, schäumenden Wellen. Gegen Abend wurde der  
Sturm wo möglich noch stärker. In toller Hast jagt das  
ächzende Schiff durch die heulende Fluth, wie der wilde  
Jäger gehetzt von der wilden Jagd.

DEN 8<sup>ten</sup> OCTOBER. Etwas besser geschlafen, aber noch  
immer dieß namenlos jämmerliche Gefühl. In der Kajüte

fliegt Alles wild durcheinander. Um sich eine Hose an-  
zuziehen, muß man schon ein gewandter Tänzer seyn. –  
Alle Speise ekelt mich an! Nach frischer Luft schnap-  
pend polt're ich turnend aus der Kajütenthür, – da be-  
komm ich als Morgengruß eine Sturzwelle, daß ich in  
einem Moment bis auf die Haut durchnäßt war. Ein  
reichlicher Ersatz für das Waschwasser, das wir gestern  
und heute entbehrt haben. Dieselbe Sturzwelle schleuderte  
einen dicken, schwedischen Lohgerber, der auf dem Hin-  
terdeck stand, über die ganze Breite des Schiffs und hätte  
ihn durch die weite, eiserne Brüstung in die See geworfen,  
wenn er nicht im letzten Moment mit einer Hand die  
Strickleiter gepackt hätte. – Die Schwankung des Schiffs  
ist oft so bedeutend, daß man von seinem Sitze wider  
Willen aufsteht, indem es unmöglich ist, auf einer so  
schiefen Ebene sich sitzend zu erhalten. – Die Bewegung  
des Schiffs ist eigentlich aus 3 zusammengesetzt – aus  
einer seitlichen, einer auf- und niedergehenden und einer  
fortschreitenden, die wieder zusammen eine Art Spirals-  
bewegung ausmachen. Die eine Seite des Schiffs taucht  
so tief ein, daß man oft mit der Hand in die Wellen greifen  
kann, bei ruhigem Wetter liegt sie 14' über Wasser.  
Abends 10 Uhr. Wir sind einer großen Gefahr ent-  
ronnen. In der finstern Nacht war ein großes Schiff auf  
uns zugesteuert, ohne bemerkt zu werden, und wäre unse-  
rem Beckerath (der ohnehin eine schwache Constitution  
hat, weil er von Tannenholz gebaut) geradewegs in den

Leib gerannt, wenn nicht der Steuermann noch im letzten Momente das Schiff herumgeworfen hätte. Die Hintertheile beider Schiffe waren so nahe an einander vorbeigeglitten, daß man sich hätte die Hand reichen können. Jetzt laufen die Matrosen auf dem Schiff umher und signalisiren mit Laternen und Pechfackeln, die in der dunklen, stürmischen Nacht einen unheimlichen Schein geben.

DEN 9<sup>ten</sup> OCTOBER. Das Wetter ist schön. Schnell sind die letzten Schatten der Seekrankheit geschwunden. Ich fühle einen großartigen Appetit. Der Wind ist N. W., doch geht er schon wieder allmählig nach S. herum. Hätten wir von diesen Irrfahrten nur den Vortheil, daß wir um Wasser und Proviant einzunehmen, in Rio einlaufen müßten, so würde ich mich gern trösten. Doch dazu wird sich der Capitain nur im äußersten Nothfalle bewegen lassen. – Mit dem Wasser sind sie schon eklig geizig und der Brodkorb wird nach und nach auch höher gehängt werden. *Quidquid delirant reges (Neptun) plectuntur Achivi.* Der Wind wird immer besser. Um 6 Uhr fegte ein schwarzes Ungewitter über uns weg mit Regen und Hagel. In  $\frac{1}{4}$  Stunde war der Himmel wieder rein. Alles eilte hinaus mit Flaschen, Waschbecken und Eimern, um den dicht gefallenen Hagel zu Waschs- und Trinkwasser zu sammeln. Ich entwickelte entschieden wenig Talent zur Waschfrau und gab meine Versuche bald auf. – Im W. ein herrlicher Abendhimmel, im O. die dunkelblauen Regenwolken, gegen die am Horizonte sich die grüne,

schäumende Nordsee wunderbar schön abzeichnet. Die amerikanische Fregatte S<sup>t</sup> Lawrence, die wir schon Nachmittags in der Ferne erkannt hatten, holte uns bei hereinbrechender Dunkelheit ein. Stolz zieht sie nahe vorbei mit vollen Segeln. Aus der Kajüte schimmert ein freundliches Licht. – Unwillkürlich fiel mir dabei eine kuriose Stimmung aus meinem früheren Leben ein. Es war im Winter 1846, als ich in Göttingen im Theater war und Nebelbilder ansah. Zuerst erschien eine lachende Gebirgsgegend; während sie langsam verschwand, trat in blassen, nach und nach deutlicheren Umrissen das wogende Meer hervor, – im Vordergrund ein segelndes Schiff. Der Sonnenschein verschwand von der Meeresfläche, es wurde Nacht und in dem Schiffe schimmerte ein Licht wie jetzt aus der S<sup>t</sup> Lawrence. Es war mir, als säß ich selbst in dem einsamen Schiffe auf der nächtlichen See – und ich sah mit Wehmuth meinem heimathlosen Doppelgänger nach. Was sucht er? wohin geht er? – und was wird er finden? – Gespannt wartete ich auf das nächste Nebelbild, denn es sollte mir Antwort geben auf meine Fragen. Das Meer, das Licht, das Schiff war zerronnen, und aus dem Nebel stieg langsam ein winterlicher, schneebedeckter Kirchhof. Hinter altem Gemäuer stand der blasse Mond, im Vordergrund lag ein frisches Grab und auf dem schwarzen Kreuz ein grüner Kranz. – Nun möcht' ich wissen, ob das deutsche Erde war oder amerikanische! –

DEN 12<sup>ten</sup> [10<sup>er</sup>] OCTOBER. Um 5 Uhr wurden wir geweckt. Frischer N.O. Wind. Das Schiff segelt 8 deutsche Meilen in 4 Stunden. Zur Rechten leuchten in der Reihe die hellen Feuer von Nord Foreland, South Foreland und dem dazwischen liegenden Feuerschiff. Es ist noch dunkel, doch zittert schon der Tag durch Himmel und Meer. Wie ein blasser verschwindender Schimmer tritt die weiße Küste von Old England am nächtlichen Horizonte hervor. Zur Linken die fernen Hügel der französischen Küste, zur Rechten die englischen Kreidefelsen, schroff und in langen Zügen. Noch liegen sie bleich, im Morgennebel halb versteckt – da säumen sich die dichten Wolken im Osten mit goldenem Lichte, und nun fällt der helle Morgensonnenschein hinüber auf die malerische Westküste. In raschem Fluge glitten wir an den sonnebeglänzten Höhen vorbei, deutlich sehen wir in die Straßen von Dover, Folkestone, Hastings u.s.w. Über der weißen schroffen Felsenmauer liegt braunes Haideland. Zwischen den Lücken dieser Mauer steigt das Land sanfter zum Meere herab und ist bis zur Höhe mit Städten, Landhäusern und Fabrikgebäuden bedeckt. Soweit das Auge reicht, wiegen sich in zahlloser Menge die Segel aller Nationen auf den grünen schäumenden Wellen. Zwischen durch jagen in hastiger Eile die kleinen Fahrzeuge der Fischer und Lootsen. – Gegen Mittag waren wir den malerischen Felsen von Beachy head gegenüber. Eben hatte ich meinen Zeichen-Apparat etablirt, um eine flücht-

tige Skizze aufzunehmen, als die Küste sich in einen dichten Nebelschleier verbarg, wie eine verschämte Jungfrau, die den profanen Blick des Malers nicht ertragen kann. Der Wind ging mehr und mehr nach W. und trieb das Schiff von der englischen Küste ab. Ein prachtvoller Sonnenuntergang beschloß den schönen Tag, der mich für die Widerwärtigkeiten der letzten Zeit reichlich belohnt hat. Man vergißt in guten Tagen eben so leicht die schlechten, als in schlechten die guten.

DEN 12<sup>ten</sup> OCTOBER. Die Nacht vom 10<sup>ten</sup> auf den 11<sup>ten</sup> habe ich schlaflos zugebracht. Nach Sonnenuntergang brach der Sturm los, heftiger als wir ihn auf der Nordsee erlebt hatten. Zuweilen stampften die Wellen in die Seiten des Schiffs, daß ich aufflog und meinte, wir wären mit einem andern Schiffe zusammengedrungen. Solch eine Casarbolage hat unser Capitain schon einmal mit seinem ersten Schiffe bei der Insel Wight erlebt. Er rettete mit seiner Mannschaft das nackte Leben, von dem andern Schiffe hat man keine Spur wiedergesehen. Mit wüstem Kopfe kroch ich am andern Morgen aus der Koje. Verschwunden war das Land. Eine Sturzwelle nach der andern zischte über das Verdeck und trieb mich bald wieder in die dumpfe Kajüte hinunter. Ein Buch in der Hand wollte ich an den Tisch treten, da machte in demselben Augenblicke das Schiff eine so gewaltige Schwenkung, daß ich, so lang ich war, auf den Tisch flog und fast den ganzen Eßrahmen zerschlagen hätte. Dieser hölzerne Rahmen ist

auf dem Tische festgebunden und in verschiedene Fächer getheilt, in welche Speisen und Teller gesetzt werden, damit sie nicht durcheinanderfliegen und zerschlagen. Bei einigermaßen hoher See muß man jedoch seinen Teller in die Hand nehmen, und oft genug haben wir uns in der ersten Zeit dabei die Suppe über den Leib gegossen. Den ganzen Tag stürmte es unausgesetzt und es war so kalt, daß Alle mit blauen Händen und zähneklappernd umherliefen, trotz aller möglichen Emballagen. Wir wurden so weit nach der französischen Küste geworfen, und das Wetter wurde so drohend, daß der Capitain daran dachte, in einen französischen Hafen einzulaufen. Er war sehr übler Laune. Die Zeit mußte man so gut wie möglich todschlagen, denn an eine vernünftige Beschäftigung war bei dem heillosen Gepolter und Wirrwarr nicht zu denken. Der Stuhl rutschte beständig unter mir weg, und auf der Bank segelt man hin und her und mit den Köpfen und Schultern an einander. Müde kroch ich bald zur Ruhe. Als ich am andern Morgen erwachte, fühlte ich mich sehr erquickt durch einen 10stündigen Schlaf. Der Wind wehte noch stark, aber die Schwankungen hatten bedeutend nachgelassen. Als ich auf das Verdeck kam, lag ein frühlingswarmer Morgen auf der leuchtenden See; in der Ferne die Küste von England. Schon gegen 11 Uhr Abends war der Wind wieder gut geworden und so hatten wir während der Nacht wieder nordwestwärts steuern können. Wir segelten 9–10 deutsche Meilen in 4 Stunden.

den. Gegen 10 Uhr waren wir nahe beim Leuchtturm von Start point, und flogen nun die malerische Küste entlang. Die Felsen sind hier nicht mehr weiß wie bei Dover, sondern meist dunkelgrau, und scheinen aus Sandstein zu bestehen. Die schroffe Küste in ihrer matten, bräunlich grünen Färbung erinnert mich an die südlichen Ufer des Genfer See's. Abends 5 Uhr. In weiter Ferne taucht das Cap Lizard auf; mit dem Fernrohr entdeckt man den Leuchtturm von Eddystone. Ich muß die Hoffnung aufgeben, Dir meinen letzten Brief schicken zu können, denn hier wird uns kein Fischerboot mehr aufsuchen. Es macht mich traurig! Abends 11 Uhr. Durch die Nacht leuchteten hell die Feuer von Cap Lizard, obgleich wir noch 6 deutsche Meilen davon entfernt sind. – Ich sagte Europa ein letztes, sentimentales Lebewohl, allein zu meinem Erstaunen sind wir heute, den 13<sup>ten</sup> October, noch dem Cap Lizard gegenüber, und wie gestern dieses, liegt nun in der Ferne das Cap Landsend. Der Wind ist sehr flau, aber das Wetter herrlich und sommerlich warm. Es ist heute der 4<sup>te</sup> Sonntag, daß ich am Bord bin und noch immer im Canal! – Bei der Fütterung brach heute ein Huhn aus dem Bauer. Sogleich wurde von allen Seiten Jagd darauf gemacht. Das geängstete Thier flog über Bord, stürzte ins Wasser und schwamm davon piepsend und angstvoll den Schnabel reckend, das arme Thier! – Der schöne Braten!! klagten Alle. – Ist der Mensch wirklich eines uneigennütigen Gefühls fähig? Wir sind doch Alle nur moralische Windbeutel! –

DEN 15<sup>ten</sup> OCTOBER. Gestern und heute fast Windstille. Die Farbe des Meeres ist dunkler geworden, je mehr wir uns dem Ocean nähern, und ist nun blauschwarz wie Dinte. Gestern wurde ein Schwein geschlachtet. Es war ein allgemeines Fest. Jeder wollte helfen und ein dichter Kreis von Zuschauern stand um das unglückliche Schlachtopfer, als der Obersteuermann ihm sein Taschenmesser in's Herz rannte. Nun hängt es rein und weiß am Maste, und wer vorbeigeht, wirft schmunzelnde Seitenblicke hinüber.

DEN 16<sup>ten</sup> OCTOBER. Ueber Nacht ist uns guter Wind bescheert. Wir fliegen wieder mit vollen Segeln durch die Wellen. – Wunderlich! – Tag und Nacht zu jagen und doch kein Ziel zu finden. Wenn man sich nicht besinnt, glaubt man still zu liegen, denn immer bleibt der Horizont überall gleichfern und immer bleibt das Schiff mitten im öden, weiten Wasserkreise. Ist's nicht ebenso mit dem ruhelos forschenden Menschengeste? Er jagt mit Sturmeseile durch den wogenden Gedanken-ocean; – aber wie hinter ihm der Horizont schwindet, steigt er vor ihm wieder auf – unter ihm ewige Tiefe, – über ihm ewige Tiefe, ist er sich selbst ein Räthsel! – Aber endlich lacht ihm doch in der Ferne ein grünes Eiland. Seine Seele jubelt, denn dort muß er ja finden, was sein Geist ahnte, in namenloser Sehnsucht. Aber ach! statt des Wunderlandes findet er Bäume und Berge, und Ochsen und Gänse wie in seiner Heimath! – So kommen wir am Ende unserer

Lebensreise, nach allem Sturm und Elend, nach allem Hoffen und Verzagen und Ringen und Jagen endlich nur dahin, das zu schätzen, was wir anfangs verachteten! – Resignation ist das große Räthsel des Lebens; – der eine bringt sie mit auf die Welt, der Andere muß sie sich erkämpfen! –

DEN 17<sup>ten</sup> OCTOBER. Ich befinde mich schlecht! – Die Garküche des Geistes – der Magen – ist nicht in Ordnung, ich bin verstimmt und unzufrieden und wenn's nicht bald besser wird, krieg' ich das Heimweh! – Trotz meines guten Willens kann ich die Schiffskost noch nicht vertragen. Die empfindlichste Entbehrung ist der Nachmittagskaffee! O liebe Emma! in diesem Augenblick seh' ich Dich lebendig vor mir stehen, wie Du mir die schnee-weiße Sahne in den braunen duftenden Mokka gießest! Heute Mittag war Festessen, – ein frischer Schweinsbraten wurde aufgeführt! – Ich figurirte als wehmüthiger Zuschauer! – Ich lese vom Morgen bis zum Abend und freue mich, daß ich einen so großen Vorrath guter Bücher mitgeschleppt habe – gute Gesellschaft unter der man sich selbst vergißt. Der Wind ist vortrefflich, der Himmel mit tiefen Regenwolken bedeckt.

DEN 18<sup>ten</sup> OCTOBER. Kopf und Magen noch immer schlechter Laune! – Wir segeln fortwährend 8–9 Meilen in 4 Stunden. Die Schnelligkeit des Schiffs wird durch eine sehr einfache Vorrichtung gemessen. Ein durch Blei etwas beschwertes Brett wird an einer Leine befestigt in's Meer

geworfen, und, während das Schiff vorwärts läuft, diese Leine an einer Drehrolle abgewickelt. In derselben Zeit läßt man eine Sanduhr ablaufen und zieht dann Leine und Brett wieder herauf. Die Länge des abgelaufenen Fadens verglichen mit der Ablaufszeit der Sanduhr bestimmen die Geschwindigkeit des Schiffs. Die Luft ist heute feucht und warm, wie bei uns im Frühling, wenn der Schnee in der Mittagssonne schmilzt. Wir sind nun etwa Oporto gegenüber. Heute Morgen beim Kaffee wurde dem Capitain leise zu verstehen gegeben, daß heute 18. Oct. ist und auf dem Festland jeder Patriot gut ißt und trinkt. Doch der Capitain war schlechter Laune, denn der Kajütenjunge hatte eine Butterdose fallen lassen und so wird wohl der Küchenzettel ein unpatriotischer Alltagsküchenzettel bleiben, zumal nach der gestrigen Schweinefête. – Heute und gestern ist die Sonne nicht aus dem trüben Himmel hervorgekommen. Es thaute den ganzen Tag so stark, daß das Verdeck beständig naß ist, und Kleider, Hände und Gesicht feucht und klebrig! Das Seewasser verdunstet merkwürdig langsam. Trocknet man sich noch so sorgfältig beim Waschen ab, so bleibt die Haut doch immer mehr oder weniger eklig fettnaß. Meiner Meinung nach hat das 2 Ursachen, erstens weil die Atmosphäre über dem Meere stets wasserreicher ist, als auf dem Lande, und Alles langsamer austrocknet; zweitens weil die kleinen Salzpartikelchen sich in die Poren und Falten der Haut setzen, und das Wasser binden, welches sie auf-

gelöst erhält. Fällt ein Tropfen Seewasser auf den Rock, so sickert das Wasser schnell durch das Zeug wie durch ein Filtrum und hinterläßt einen trocknen weißen Salzflecken.

DEN 19<sup>ten</sup> OCTOBER. Heute haben wir arg geschlemmt nach alter deutscher Sitte. Es war ein frohsinniger aber etwas wüster Abend. Aus dem Zwischendeck waren 5 Mann zum Kneipen eingeladen; so daß in der engen Kajüte 21 Menschen um 2 dampfende Bowlen saßen und mit stinkgiftigem Schmauchkraut die Lichter verfinsterten. Gesungen wurde in einem fort, – tolles und schwermüthiges Zeug durcheinander, daß mir die Ohren gellten. Schließlich endete die allgemeine Begeisterung in verschiedenen Naivitäten und Grobheiten; so daß der Capitain Noth hatte, die hadernden Partheien auseinander zu kriegen. Lange nach Mitternacht noch trieb man sich auf dem Verdeck umher, und hätte ich nicht endlich mit schmeichelnder Gewalt meinen Schlafkameraden in die Kajüte gelootst, auf schwankendem Boden des schwankenden Gesellen gewandten Kammerdiener gespielt, und ihn fein säuberlich in sein zweites Stockwerk deponirt, so wäre ich wohl nicht zur Ruhe gekommen. Heute Morgen sitzen Alle wieder in Eintracht zusammen und schlürfen Häringe. Der Spiritus ist ausgebrannt, der Jammer ist geblieben. Da ich sehr mäßig gewesen bin, bin ich nicht allein verschont geblieben von dem allgemeinen Jammer, sondern auch gänzlich wieder hergestellt von meinem Unwohlsein.

Der Morgen ist herrlich! Die warmen Sonnenstrahlen tanzen auf den tiefblauen Wellen, die vor dem jagenden Schiff schäumend und blitzend auseinanderstieben. Kleine schnelle Meerschwalben folgen uns beständig. Sie naschen die Fettkröpfchen, die sie auf der Spur des Schiffes finden. Sie sehen aus wie unsre Hausschwalben, mit demselben weißen Fleck am Schwanz, doch haben sie Schwimmhäute und lassen sich auf den Wellen treiben, wenn sie müde sind. Man findet diese Schwalben auf dem ganzen Ocean; – sie mahnen den Seefahrer an seine Heimath. Ein Matrose versicherte mich ernsthaft, sie gingen nie an's Land und brüteten ihre Eier unter den Flügeln aus. – Seit unserer Abreise hatten die Matrosen schon mindestens 1 Dutzend kleiner Landvögel auf dem Schiff eingefangen, auch einen großen Habicht. Seit 3 Tagen aber habe ich keinen Spatz und keinen Finken mehr gesehen, das Land liegt nun weit hinter uns. –

Es mag jetzt auch Zeit sein, meine Reisegefährten etwas näher zu characterisiren. Ich habe Zeit gehabt zu beobachten und will sine ira ac studio von Jedem ein kurzes Signalement geben.

Der Capitain Kahle gutmüthig und brav, doch etwas eitel und bestechlich, reizbar und auffahrend. Der Obersteuermann Warnken, ein junger ehrlicher, derber Seemann. Mein Schlafkamerad Matthaei, Kaufmann, geht mit mir nach Valparaiso, macht eine ehrenvolle Ausnahme vom allgemeinen Schwunkencharakter; gentlemenlike, hat

viel gelesen, und sein geistiges Interesse ist leicht geweckt. Er ist friedlich, und etwas phlegmatisch. Spielt die Geige. Sein Großvater war der Dr. Matthaei, der die Preisschrift über das gelbe Fieber geschrieben hat.

Hr. Hunnaeus, ein alter, leukophlegmatischer Herr aus den Befreiungskriegen. Weiß mancherlei, und geht nun nach S<sup>t</sup> Jago in Chile, um bei seinem Bruder zu essen und zu trinken. Beides treibt er mit Liebhaberei. Er ist für seinen Leichnam sehr besorgt, raucht den ganzen Tag und liest dazu Novellen, Modes und Illustrierte Zeitungen pp. Er ist Morgens, Mittags und Abends regelmäßig der erste bei Tisch. – Alle übrigen Passagiere gehen nach Californien. – Portmann, benannt Heulmeier, Bauerntöpel, mit einem Anflug von Politur, phlegmatisch, gefräßig und schweigsam. Bei besonders guter Laune setzt er uns seine Lebensphilosophie auseinander, – ich habe oft Thränen dabei gelacht. Macht in Wein. – Jeßel, ein ehemaliger Commis voyageur; durch einen fallenden Mauerstein sind ihm vor einigen Jahren fast sämtliche Vorderzähne der Oberkinnlade eingeschlagen, wodurch sein Mund einen melancholischen Zug bekommen hat. Er will mit Leiding und Wißel in Californien Landbau treiben. Auch diese sind Schwunken, ersterer unbedeutend, – mit florider Tuberkelanlage, letzterer ein kleiner rothköpfiger, grünäugiger griddiger Junge. Alle 3 wissen von dem Landbau soviel wie ich von der italienischen Buchführung. Doch hoffen sie große fortune zu machen

und haben sich einige Bücher über Molkenkultur und Mistfabrikation pp. angeschafft. v. Lotten, ein rothbäckiges Muttersöhnchen, Kaufmannsjüngling. Als ich mit ihm von Bremen nach Bremerhafen fuhr, zeigte er mir sein letztes Gedicht an die Herzallerliebste. Es war recht gut gemeint, aber flau, wie eine Tasse dünnen Thees ohne Zucker. Er will sich mit Herz associiren. Dieser ist ein jugendlicher Oeconom, ein kleines knurriiges Kerlchen, mit aufgestülpter Nase. Erzählt gern von seinem väterlichen Wohlstand, seinen Hunden und Pferden und seinen Freunden, den adligen braunschweiger Husarenlieutenants. Foppt beständig den alten Hunnaeus, bindet mit jedem an und hat immer das letzte Wort. Schönfeld, ein rothbackiger, gesunder Bursche, hält sich für einen aufrichtigen Socialisten. Sein Wesen ist halb gutmüthig, halb frech. Disputirt gern, am liebsten über Dinge, die er nicht versteht. Kassebohm, ein selbstzufriedener Pinsel, Karlson, ein ruhiger herzensguter Schwede, Neuhaus, ein storcheiniger happiger Comptoirist. Jesper, eine gute Seele. Im Zwischendeck: Dr. Wunsch ein versoffener, unmoralischer, händedrückender, schleichender, verlegener Fallstaffswanst. Nach seinen Berichten spielte er in Jena eine Heldenrolle, war darauf preuß. Bataillonsarzt, prakticirte dann 11 Jahr in Nordamerika, kehrte nach 3 Jahren nach Deutschland zurück, und ist nun mit seiner Tochter auf dem Wege nach Californien. Sein Töchterchen, sein „Sophiechen“ ist ein kartoffelfarbenes, scheublickendes,

30jähriges weibliches Wesen, die einzige ihrer Gattung an Bord. Trotzdem findet sie wenig Theilnahme, nur Kassebohm umschwärmt sie beständig mit verbindlichem Lächeln und galanten Redensarten. Fischer, geborner Stuttgarter, österreichischer Ex-Uhlanenlieutenant, brach im Anfange des ungarischen Feldzuges beide Beine, hat mit dem Titel „Rittmeister“ 3 Jahre Urlaub genommen, um sich in Californien umzusehen. Er führt Genfer Uhren und eine enorme Quantität kaiserlich königlich österreichisch patentirter Pillen bei sich, die ihm Geld machen sollen. Er ist ein gutmüthiger Schwabe, und erzählt sehr langweilige Geschichten. Apotheker Leibnitz aus Dresden, ein dürres rothhaariges Männchen mit kahler Stirn. Wer ihn zum erstenmal spricht, kann gewiß das Lachen nicht halten, denn vor Verlegenheit hampelt er mit Händen und Beinen, stottert unverständliche Laute durcheinander, und läßt seine kleinen grünen Augen in allen Ecken herumlaufen. Dabei sieht sein martialischer, struppiger, rother Schnurrbart schnurrig genug aus. Er war 4 Jahr in Paris. Kaum hat man sich 5 Minuten mit ihm unterhalten, so stürmen seine Gedanken unwiderstehlich dorthin wie nach einem Magneten und ist er da, so ist er unerschöpflich im Erzählen. Er ist der gefälligste Mensch, den ich in meinem Leben gesehen habe, mit seinen ärmlichen pharmaceutischen Materialien versieht er das ganze Schiff. Er hat sich viele 1000 Etiquetten drucken lassen für „Pillen gegen die Seekrankheit“, die er in Dresden



erfunden hat. Er war fest überzeugt von der Untrüglichkeit seines Mittels, verschlang davon ungeheure Quantitäten, und drang sie Jedem auf. Leider mußte er und seine Patienten am allererbärmlichsten von der Seekrankheit leiden. Ich spreche zuweilen französisch mit ihm, und er zeigt zu mir viel Vertrauen. Vor einigen Abenden im Mondenschein hat er mir ein Jugendgedicht vordeklamirt, wobei er die Arme reckte, und die Finger spreizte, daß ich mir die Zunge fast blutig biß. Er will sich in Californien Renten holen, um den Rest seines Lebens (er ist hoch in die 30) „un peu philosophiquement“ zubringen zu können. Wenn es mit der Apothekerei nicht geht, so setzt er große Hoffnung auf eine homöopathische Apotheke, die er sich fabricirt hat, und mit der er dann selbst als Medicus aufzutreten will. – Dr. Richter, erzählt ausgezeichnet, lügt gottlos und macht mitunter gute Witze. Er ist kurz und feist, blond, mit breiter Oberlippe und dünnem Bart, eine Brille auf der kurzen Nase. Sein Humor ist unverwüstlich, obgleich er im Zwischendeck ein jämmerliches Daseyn führt. Nachdem er einige Jahre in Berlin Medicin studirt hat, und eine Masse heillosen Streiche auslaufen lassen, ist er nach Paris gegangen und hat von seinem mütterlichen Erbtheil (14,000 rthl) in 2 Jahren 10,000 rthl durchgebracht. Mit dem Rest ist er dann preuß. Husar geworden, und hat als solcher die Feldzüge in Schleswig und Baden mitgemacht. Nach 2 Jahren nahm er nothgedrungen seinen Abschied, und verlobte sich

Knall und Fall in Weimar. Nun fing er an in Berlin zu practiciren, verwundete eines Tages im Duell seinen Gegner lebensgefährlich, floh, ließ sich das Nothwendige nach Bremerhafen schicken, und schiffte sich nach Californien ein. Wie viel Wahres an der ganzen Geschichte ist, mag der liebe Gott wissen. Er hat mir viel von seinem Doctor- und Staats-Examen erzählt, und doch titulirt ihn sein Vater in einem Briefe an den Capitain (der ihm in Californien 120 rthl auszahlen soll) Medicinal-Chirurgus – so heißen bekanntlich alle Zöglinge der Pepinière, in der Richter 1 Jahr lang gewesen ist. Keiner ist so arg von der Seekrankheit heimgesucht worden als R.; wenn ich zu ihm kam, versicherte er mich mit gebrochenen Augen, er würde den Tag nicht überleben. Jetzt hat er wieder guten Appetit, und, wo Frühstück ist, ist auch R. Den Capitain, der ihm nicht grün war, hat er wieder dadurch versöhnt, daß er ihm allerlei Schnitzwerk für ein kleines Schiff arbeitete, das der Capitain baut. Er bekommt dafür dann und wann einige Sardellen, oder eine Portion Zucker, die er mit epikuräischem Wohlbehagen verzehrt, während er dabei von Fasanenbraten, Champagner und Eis fabelt, worin er in Paris und Berlin schwelgte. Außerdem findet sich noch im Zwischendeck ein schwedischer Friseur, der mit großem Eifer Hegel'sche Philosophie studirt, ein politisirender, schweizerischer Müllersknecht, 2 verunglückte Berliner und verschiedene gleichgültige See- und Landleute. – Heute Abend sahen wir ein Meteor von wunder-

barer Schönheit. Der Mond leuchtete so hell, daß man auf dem Verdeck lesen konnte. Plötzlich wurde das Schiff von einem blauen fast blendenden Schein übergossen, und wie ich mich rasch umdrehte, sah ich in der Nähe des Mondes eine strahlende Feuerkugel hinziehen, die gleich darauf in Funken zerstob wie eine Rakete.

20. OCTOBER. Heute mittag haben wir geschlemmt in Entenbraten und Pudding. Da ich, qua Operateur, als Vicevorschneider ernannt bin, nahm ich die Gelegenheit wahr, mich mit der Anatomie der entlichen Brustmuskeln vertraut zu machen, während meine Nachbarn an den dürrn Flügeln und Beinen der etwas betagten Ente auf Entdeckungsreisen ausgingen. Den Pudding entsinn ich mich schon besser gegessen zu haben, doch hatte der Koch durch eine reiche Fülle von Rosinen seinen guten Willen hinlänglich an den Tag gelegt. Unser Koch ist ein beliebiger Matrose, der seine ganze Gelehrsamkeit aus einem altmodischen Kochbuch holt, nach dem er getrost mischt, mengt und schmort. Oft sehe ich ihn in der „Kambyse“ stehen, in der einen Hand den hochgeschwungenen Kochlöffel, in der andern Hand seinen Codex universalis. Morgens wird immer ein ganzes Contingent aus dem Zwischendeck aufgeboden zum Kartoffelschälen oder Rübenschnitzen.

Es ist jetzt schon so warm geworden, daß ich meine Sommerkleider hervorgeholt habe. Man entflieht Morgens und Mittags möglichst schnell dem schwülen Dunstkreis der Kajüte.

Abends. Die Sonne prangt in brennenden Farben über dem dunkel begrenzten Meereshorizonte. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß es jedesmal stiller wird auf unserm Schiff, wenn die letzten Sonnenstrahlen über die Wellen glänzen. Alle Augen wenden sich dem schwindenden Lichte zu, das Gespräch verstummt, durch die Seele zieht ein wehmüthiges Gefühl – es ist dasselbe Gefühl, was Jeden beschleicht beim Schwinden des Tages, des Sommers, der Jugend – es ist das Gefühl der eigenen Schwäche gegen die unerbittliche Nothwendigkeit der Naturgesetze, das Gefühl der flüchtig verschwundenen, nimmer kehrenden Zeit. – Großartiger, magischer ist der Ocean bei Nacht als am Tage. Bei Tage grenzt sich rundum das Meer in einer festen dunklen Linie gegen den Himmel ab. Man schwimmt auf einem ungeheuren Teller. In der Nähe des Schiffs bieten die schäumenden Wellen ein ewig wechselndes, lebendiges Schauspiel; doch weiterhin wirft das Tageslicht einen bleichen Schein über die begrenzte Wasserscheibe – oft röthlich schimmernd wie ein abgegriffener Silbergroschen. – Aber bei Nacht verschwimmt Himmel und Wasser in nebelhafter Ferne, und wenn das Schiff durch die mondbeglänzten Wellen auf und niedergleitet, dann tönt mir oft eine liebe Melodie durch die Seele – der Gesang der Meerfrauen in Weber's Oberon – eine Melodie, wie sie nie inniger und wahrer empfunden ist. Man muß auf dem Meere gelebt haben, um ihre poetische Wahrheit würdigen zu können.

Sonst liebte ich in der Melodie das Meer, jetzt liebe ich in dem Meere die Melodie. – Die Poesie schafft die Fantasie zur Wirklichkeit, und die Wirklichkeit zur Fantasie um.

Wir haben heute Abend Vollmond. Er ist noch immer derselbe ehrliche, wehmüthig feiste Geselle, der treuherzige Postillon d'amour wie in Deutschland. Wie viel tausend bedrängte Herzen mögen in diesem Augenblicke zu ihm empor seufzen aus unserm dunkeln Jammerthal – rosige Backfischherzen und alte Jungfernherzen, – und ich mach's auch so. Ich denke an die Heimath. Mit seinem großen schielenden Auge blickt der bleiche Mond in die halbe Welt zugleich. Sein Auge folgt meinem segelnden Schiffe, und ruht zugleich auf meinem väterlichen Hause. Ich habe ihm allerlei erzählt, und wenn er nun über das Dach von Bödeker's Hause herangeschlichen kommt, und Dir in die Fenster blickt und in die Augen und Dich wehmüthig anlächelt, lieber Vater, dann wirst Du ihn verstehn! – Vertrauender blickt der Mensch zum Monde empor als zur Sonne. Die Sonne ist seine strahlende Königin, die Luna seine liebende Schwester. Das Licht der Sonne gehört der ganzen Welt, das Licht des Mondes gehört uns allein – der Erde, dem Menschen, und wenn in seinem milden Lichte Fern und Nah zusammenfließen in ein träumerisches Nebelbild, dann fließt auch in der träumenden Menschenseele Fern und Nah, Sonst und Jetzt zusammen, und wie aus einem mondbeglänzten

Thale taucht in der Seele manche liebe Erinnerung auf. – Was Mond und Sonne der Erde, das sind Fantasie und Vernunft – der Seele. Diese macht den Menschen groß, jene glücklich. Diese giebt ihm den heißen Tag voll Mühe und Arbeit, jene giebt ihm die kühle Nacht voll süßer Träume.

DEN 21<sup>sten</sup> OCTOBER. Seit dem 16. haben wir fortwährend 8 Meilen in 4 Stunden gemacht. Wir sind vielleicht schon in den Passatwinden. – Die Passatwinde wehen gewöhnlich zwischen dem 28.<sup>o</sup> und dem Äquator. Sie entstehen dadurch . . .

Gestern Abend habe ich einem Lieblingsspiel der Matrosen zugesehn, mit dem sie sich gewöhnlich am Sonntag Abend amüsiren. Es trägt einen ächt deutschen Character, und gehört seiner Einfachheit wegen gewiß zu den ältesten – wenn nicht zu den klassischen Gesellschaftsspielen. Ein Matrose legt sich über ein Faß, die Uebrigen bilden einen Kreis, und ein Beliebiger schlägt ihn, mit dem gehörigen Aplomb, auf den bescheidensten Theil des menschlichen Körpers. Nun muß der Geschlagene rathen, und wird so lange bearbeitet, bis er endlich den Rechten getroffen hat. Ein Zwischendeckspassagier, ein hagerer, dünnbärtiger, schmieriger, großmäuliger Berliner wurde grausam dabei mitgenommen, die Matrosen haben eine besondere Malice auf ihn. Auf Zureden des Steuermanns ließ er sich verleiten, auch einmal verstohlen zuzuschlagen. Sogleich wurde er natürlich errathen, unter teuf-

lischem Jubelgeschrei auf die Schlachtbank gelegt, die Schleppe des enormen mit Hasenfell gefütterten Schlafrockes aus einander geschlagen, und gedroschen, daß ihm Hören und Sehen verging. – Die Matrosen rieben sich vor Behagen die steinharten Fäuste. Endlich wurde er erlöst, entfernte sich alsobald, kam aber nach kurzer Zeit wieder, und da gerade sein Verführer, der Steuermann, vorlag, applicirte er ihm eine grimmige Feige mit bewunderungswürdiger Kühnheit. Ihn errathen, ergreifen, enthüllen war die Sache eines Augenblicks. Der Bootsmann holte aus, als wollte er einen Ochsen erlegen, haute zu und schrie: „Verdammt, der hat sich ein Brett in die Hose gesteckt, ich habe mir die Finger lahm darauf geschlagen.“ Die sofortige Untersuchung ergab, daß sich der Schlaukopf mit 2 Pantoffeln so ausgebessert hatte, daß sie eine Art Panzer bildeten. Nun wurde er noch unbarmherziger gezeißelt. Wüthend vor Schmerz rannte er endlich fort und erschien zum 3<sup>ten</sup> Mal nicht wieder.

Noch ein anderes Spiel haben die Matrosen, was ebenfalls sehr wenig Vorbereitungen erfordert. Einer zieht sich seinen Schuh aus, und schlägt sich damit im schnellen Takte in die flache Hand während ein Anderer seine Hand darunter hält. Die Pointe besteht darin, den Andern mit dem Schuh zu treffen, indem man seine eigene Hand zurückzieht. Hat man einmal fehlgeschlagen, so kommt der Andere an die Reihe. Manchmal wenn ich dabei zu gesehen habe, glaubte ich alle Finger müßten von dem

Schlage zerbrochen sein – und die Matrosen fühlten nichts, als ein leises Jucken in der Hand.

DEN 22<sup>ten</sup> OCTOBER. Unsere Zeitrechnung differirt mit der in Bremen jetzt schon um 1 Stunde 20 Minuten. Wir sind der Wüste Sahara gegenüber. Die Hitze ist sehr drückend, besonders Nachts in den kleinen Schlafstellen, so daß ich mit Kopfweh erwache. Man hört schon viel über Langeweile klagen, ich bin guter Laune, weil ich zu meiner großen Verwunderung außerordentlich fleißig bin.

24<sup>ten</sup> OCTOBER. Nachmittags kam das ganze Zwischendeck in vollem Ornate zwei und zwei auf's Hinterdeck marschirt, um vom Capitain ein Versprechen einzufordern. Als am 16<sup>ten</sup> der Wind anfang, aus dem rechten Loche zu blasen, hatte der Capitain in seiner Herzensfreude gesagt: er wolle jeder Koje im Zwischendeck eine Flasche Wein opfern, wenn der Wind 8 Tage lang stände. Als er heute Morgen Schwierigkeiten machte und sich nicht besinnen wollte, wurde Nachmittags diese Monstre-Deputation veranstaltet und der österreichische Ex-Rittmeister Fischer hielt in seinem ultraschwäbischen Dialekt eine unsinnige Rede, während das Volk entblößten Hauptes umherstand. Der Capitain war auf den Angriff vorbereitet und hatte eine Jury constituirt, welche die Deputation feierlich und in Fantasielcostüm entgegennahm. Der alte Hunnaeus spielte den Präsidenten, ich und 3 andere die Beisitzenden. Dem alten Staatshämorrhoidarius gab ich

als Insignien seiner Würde (Reichsapfel u. Schwert) in die eine Hand einen Kohlkopf, in die andere einen hölzernen Pumpenstiel, die er mit verlegener Würde während der ganzen Verhandlung emporhielt. Nachdem viel verrücktes Zeug hin und her gesprochen war, lös'te sich die Gesellschaft in Wohlgefallen auf, indem der Stewart einen Korb mit Wein herbeischleppte. Die Herrn der zweiten Kammer entfernten sich mit lebhaftem Hurrah für den Capitain.

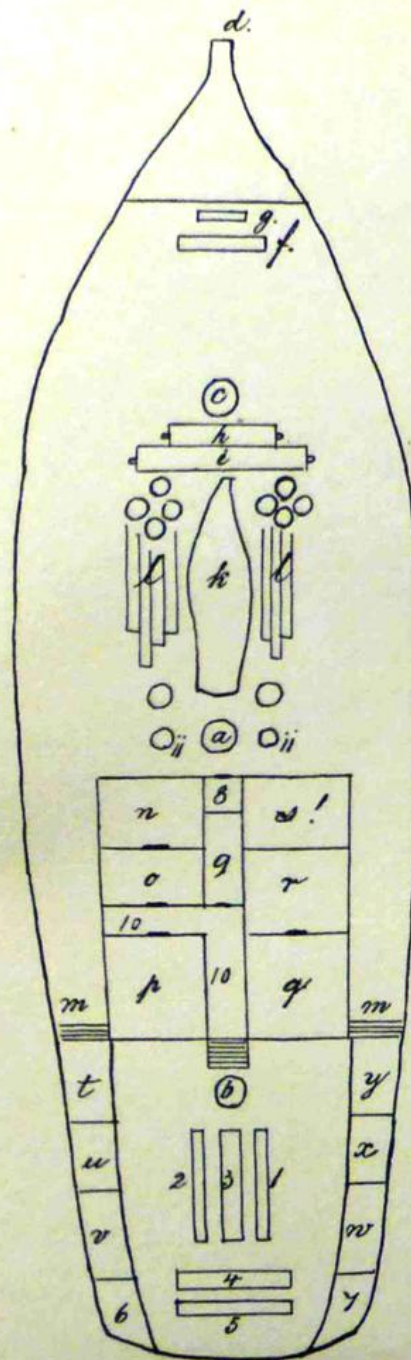
DEN 24<sup>ten</sup> OCTOBER. Heute Nacht sind wir reißend schnell vorwärts gekommen. Das Schiff lief 11 deutsche Meilen in 4 Stunden. – Die Venus strahlt jetzt in wunderbarer Schönheit am Himmel, so daß sie, wenn der Mond noch nicht aufgegangen ist, einen hellen Schein über das Meer wirft und neben ihr die andern Sterne erblassen. Auch das Mondlicht hat in diesen Breiten einen ganz andern Schmelz als bei uns. Der alte Geselle, der bei uns so trübe in die Welt blickt, lacht hier mit freudestrahlendem Gesichte herunter, als wankte er von einer olympischen Schwimemelei nach Hause in sphärischem Dusel.

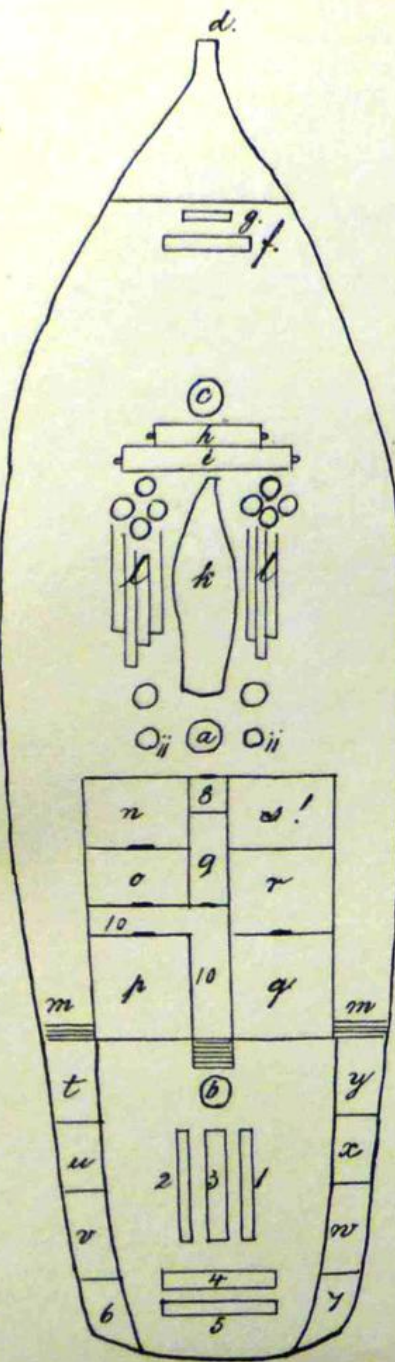
DEN 25<sup>ten</sup> OCTOBER. Vergangene Nacht haben wir den Wendekreis des Krebses passirt. – Gestern endlich habe ich ein neues Logis bekommen, und bin jetzt so weit eingerichtet, daß ich darin, auf meinem sans pareil sitzend, in mein Tagebuch schreiben kann. Man muß 5 Wochen in einem Schlummerverließ geschmachtet haben, wie ich, 5 Wochen lang vergeblich sich gesehnt haben nach einem

einsamen Plätzchen, um mein jetziges Glück fassen zu können. Schon vor 14 Tagen hatte ich den Capitain gebeten, endlich sein Versprechen zu erfüllen, und mir eine bessere Kojе anzuweisen, da ich ohne meine Schuld die schlechteste bekommen hatte, doch zu meiner großen Bekümmerniß blitzte ich ab, da er meinte, es sei zu umständlich und schwierig, die versprochene Kojе leer zu machen, die denen der Steuerleute gegenüber liegt und ganz angefüllt war mit Fässern und Kisten. Gestern, als ich ihn ob der guten Fahrt in besonders guter Laune sah, machte ich einen zweiten Antrag. Er nahm ihn günstiger auf und nachdem er eine Zeitlang geschwankt, drang ich endlich siegreich durch. Den ganzen Tag wurde ausgepackt und gereinigt. Heute Mittag sind wir mit der neuen Einrichtung fertig geworden. Einen bescheidenern, verträglicheren Schlafkameraden als Jesper kann ich mir nicht wünschen. Zwei offene Fässer, das eine voll Rosinen, das andere voll Zucker, haben wir behalten müssen, uns auch nicht sehr dagegen gesträubt. Vor unserem Zimmer ist ein geschlossenes Entrée, rechts die Thür zur Kammer der Steuerleute, links die unsrige.

Um Dich zu orientiren und Dir die Gegend (die Du kennst) ins Gedächtniß zurückzurufen, geb' ich Dir einen Plan vom Schiffe.

- a, Hauptmast
- b, Besammast
- c, Fockmast





- d, Bugspriet
- e, Steuerruder
- f, Ankerwinde
- g, Eingang in die Matrosen Kajüte
- h, Eingang in das Zwischendeck
- i, Küche, genannt Kambyse
- k, das große Boot
- l, Tonnen und Balken

Auf das Hinterdeck steigt man auf 2 Treppen m.m.  
 11 u. 11 die beiden Pumpen.

Das Storage, in dem meine Kojen liegt, ist noch höher als das Hinterdeck, und steht wie ein viereckiger Kasten auf dem Verdeck. Der Weg in die Kajüte führt durch den Gang 10, 10 und die Treppe hinunter, die vor dem Besammast liegt. t. u. v. w. x. y sind die Kajütskojen, in v lag ich, 3 u. 4 sind die beiden Tische und 1. 2. 5 die Bänke davor; 6 und 7 zwei Schränke. Im Storage ist o das sogenannte „Spintche“ wo die Kajütsjungen ihre Teller, Schüsseln etc. aufbewahren. Gegenüber p stehen Brod und andere Vorräthe. q die Kammer, r die Stube des Capitains. 9 Kojen von Hertz und Neuhaus bewohnt. n Zimmer der Steuerleute. 8 Entré. s! mein Logis. Die 4 Wände desselben sind folgendermaßen beschaffen: Nach vorn (d. h. dem Bugspriet zugewendet) sind 2 kleine Fenster, mit je zwei Scheiben von denen eine glücklicherweise zerbrochen uns frische Luft giebt; links von den Fenstern hängen Pfeifen, rechts Handtücher, zwischen den

Fenstern ein Spiegel, darunter Haarbürsten, Kämme, Zahnbürsten, darüber Koch's Bild von unserm Hause. Unter den Fenstern hat der Zimmermann einen höchst gemüthlichen Tisch angebracht, der heraufgeschlagen werden kann, und von der Höhe ist, daß ich meine chaise longue behaglich davor etabliren kann. An der hintern Wand stehen zwei Fässer und mein Koffer, darüber hängen Kleidungsstücke. Zur Rechten liegen die beiden Kojen, von denen ich die untere besetzt habe, daneben habe ich einen Korb befestigt, in dem stets Wein und Selterwasser vorräthig ist. Zur Linken ist die Thür. Rechts von der Thür hängen Mützen, Tabaksbeutel etc., darunter wird mein ingenieuser Stuhl an einem Pflock aufgehängt. Links von der Thür weicht die Wand weiter zurück als rechts, so daß in diesem Winkel das Faß bequem Platz hat. Früher waren an der hinteren Wand auch 2 Kojen angebracht. In der oberen logirte auf der letzten Reise nach Australien ein europamüder Lieutenant von fabelhafter Länge, so daß für seine Beine ein Loch in die Wand gebrochen werden mußte. Dieses Loch thut mir jetzt vortreffliche Dienste, denn mein Freund, der Zimmermann, hat daraus einen äußerst comfotablen Bücherschrank gemacht. – Dies ist der künftige Schauplatz meines oceanischen Stillebens. Es thut mir leid, das ich meine Daguerreotypen nicht aufhängen darf. Sie würden von der Seeluft leiden.

DEN 26<sup>ten</sup> OCT. Gestern erschien ein Gericht, das man auf dem Lande nicht kennt. Es besteht aus gehacktem Salzfleisch, Kartoffeln, Essig, Salz, Pfeffer und wird warm gegessen. Es schmeckt wenigstens auf der See gar nicht übel, aber so scharf, daß es auf der Zunge brennt. Daher mag auch wohl der Name kommen, denn für seine fabelhafte Benennung: Laps kaus, weiß ich keine andere Ableitung zu finden, als Lapis causticus. Seit 3 Tagen haben wir fliegende Fische gesehen, sie sind klein, glänzend weiß und halten sich 1–2 Schiffslängen über Wasser. – Das Meerleuchten ist Abends zuweilen prachtvoll, vorzüglich am Steuerruder, wo das Wasser strudelt und wirbelt. Da zieht sich ein breiter, weißer, leuchtender Streifen hinter dem Schiffe her, – eine Milchstraße im Meere. Wird das Leuchten lebhafter, so tauchen glänzende Kugeln auf, größer wie der Mond und leuchtende Blitze zucken in den Wellen hin und wieder. Das Meerleuchten schreibt man theils lebenden Thieren zu, deren man bereits verschiedene Arten kennt, theils todtten, faulenden Substanzen. Unzweifelhaft ist es wenigstens, daß manche faulende Fische im Dunkeln leuchten. Nach langanhaltendem, ruhigem Wetter leuchtet das Meer am lebhaftesten. Es ist dann angefüllt mit einer zahllosen Menge leuchtender Thiere, wodurch das Seewasser ungewöhnlich ekelhaft riecht und schmeckt. Bei der geringsten Bewegung wird dann die See leuchtend. Am häufigsten findet man eine winzige Medusenart: *Medusa scintillans*.

DEN 27<sup>ten</sup> OCT. Heute Morgen habe ich das erste Bad genommen. Es hat mich sehr erquickt. Ich bade mit 6 andern in des Capitains Badewanne (die Hälfte Morgens, die Hälfte Abends). Ein Dutzend Bäder kosten 1 Dollar. Das Geld bekommen 2 arme schwedische Seeleute, die dafür das Wasser aufschlagen. In der Morgendämmerung holten wir einen englischen Dreimaster ein, der mit einer Ladung Steinkohlen nach Panama geht. Es wurde ziemlich lange mit ihm signalisirt. Dies geschieht nach Vorschrift eines englischen Signalbuchs (das jedoch die Amerikaner nicht führen). Durch 15 Flaggen kann man alle englischen, französischen und amerikanischen Kriegsschiffe bezeichnen, 9000 gebräuchliche Schiffsnamen, 9000 Sätze und außerdem das ganze Alphabet, um einzelne Worte damit zusammensetzen. Die 15 verschiedenen Flaggen sind numerirt, und so viel mal diese Zahlen verschieden gegeneinander gesetzt werden können, so viel verschiedene Ausdrücke lassen sich dadurch erzielen. Gewöhnlich werden nur die Flaggen von 1–10 gebraucht und selten mehr wie vier zugleich. Den Sonntag Nachmittag brachten wir gemüthlich unter dem Zelte zu, das der Capitain auf dem Hinterdeck hat aufschlagen lassen.

DEN 28<sup>ten</sup> OCTOBER. – Wir haben einen Todesfall zu beklagen – ein Huhn ist verreckt. Es zeigen sich viele Landvögel, da wir jetzt in der Breite der Canarischen Inseln sind. Langeweile quält die Meisten. Ein Beweis sind die vielen Häkeleien, Reibereien, Fractionen und Intriguen,

die auftauchen. Vorzüglich herrscht große Eifersucht zwischen den Zwischendeckspassagieren, denen der Zutritt auf's Quarterdeck vom Capitain erlaubt ist. – Dr. Wunsch, ein Hauptheld Fallstaffscher Jagdgeschichten, schmollt in seiner Koje, wie Achilles in seinem Zelte. Er fühlt sich beleidigt, und hat gelobt 4 Wochen lang bei Tage nicht zu erscheinen. Bei Nacht irrt er wie Hamlets Geist auf dem Schiffe umher, und flüchtet beim ersten Hahnenschrei wieder in seine unterirdische Klause, wo er sich den Tag über schmoren läßt. Schwitzend seufzt er oft so stark, daß man's auf dem Verdeck weithin hört. Ich bin sehr neugierig, ihn nach Verlauf einiger Zeit wiederzusehen, die Hitze muß dann den feisten Talgklumpen zu einem Gerippe zusammengeschmolzen haben. – So eben habe ich einen höchst ungemüthlichen Auftritt erlebt. Ich saß nach Tisch auf dem Hinterdeck in meinem Stuhle und las. Rundumher schnarchten die Passagiere. Plötzlich hör' ich den schrecklichen Ruf: Feuer! Feuer! – Kaum meinen Ohren trauend, renn' ich nach vorn, mit mir alle Passagiere wild durcheinander. Kaum war ich die Treppe hinuntergesprungen, so seh' ich wie eine hohe Flamme vom Verdeck aufschlägt bis an's große Segel. Doch in demselben Augenblick war schon der brennende Gegenstand ergriffen und über Bord geworfen. Alle athmeten tief auf mit bleichen Gesichtern. Unter dem großen Segel steht das große Boot. Auf diesem wurden Betten und Kissen getrocknet, von denen eins auf unbekannte Weise

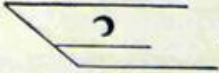
Feuer gefangen hatte. Wahrscheinlich durch brennenden Zunder oder Schwefelhölzchen. Der Capitain, der in seiner Koje geschlafen hatte, war durch den Lärm aufgeweckt. Er war wüthend und, weil das Feuer wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit rauchender Zwischendeckspassagiere entstanden war, schwur er, Jedem 24 Stunden Handeisen anzulegen, wer von nun an unten im Zwischendeck wieder rauchte. – Hätte das große Segel Feuer gefangen, so wären wir Alle verloren gewesen, denn der Wind wehte stark.

DEN 29<sup>ten</sup> OCTOBER. Wir sind unter dem 13<sup>ten</sup> Grade, die Hitze ist drückend. Butter kann man kaum noch mit dem Messer schmieren, wir werden wohl nächstens Jeder einen Pinsel bekommen, um damit die Butter auf's Brod zu streichen.

DEN 30<sup>ten</sup> OCTOBER. Die langgefürchtete Windstille ist heute eingetreten. In diesen Breiten muß man darauf gefaßt sein. Unter dem Aequator treffen die Passatwinde von N. und S. zusammen, und heben sich gegenseitig auf. Dr. Wunsch, der alte Priester Sancti spiriti, scheint mir etwas an Gemüthskrankheit zu leiden, ganz natürliche Folge des nothgedrungenen nüchternen Schiffslebens. Schmollend hat er sich mit einigen verdächtigen Flaschen in seine Koje retirirt, und nachdem er dort 3 Tage gebrütet und geschnaps't, hat er endlich Fischer gefordert. Derselbe gute Schwabe hat auch mit Dr. Richter ein Pistolenduell in Valparaiso auszufechten. Dr. Wunsch



hat ihn gefordert, weil er ihm einmal die Lampe vor der Nase ausgeblasen hat und einmal vor seinem „Sophiechen“ in unzureichendem Costüm erschienen ist; Dr. Richter will ihm zu Leibe, weil Fischer nicht glauben wollte, daß in Preußen die Soldaten bei den Bajonettirübungen wirkliche Bajonette gebrauchen. – Es ist spaßhaft; – ein schwacher Haufen Menschen sitzt auf schwachen Brettern mitten im Ocean, fern von aller Hülfe auf sich selbst angewiesen, umgeben von feindlichen Elementen. Statt sich zu freuen, daß der liebe Gott sie ungeschoren läßt, verleugnet sich auch hier nicht lange die menschliche Jämmerlichkeit. Fischer ist beim Capitain gern gesehen, das empört die Zwischendeckspassagiere und Alle schreien über Ungerechtigkeit. – Der Capitain hat sich endlich in's Mittel gelegt und wenigstens den äußern Frieden wieder hergestellt. Dr. Wunsch hat Urfehde geschworen für die Zeit der Seefahrt, mit grimmigen Grimassen! – Heute Nachmittag haben wir einen Hai gefangen! Wir hatten bis dahin noch keinen gesehen, und als auf dem Hinterdeck der Ruf: ein Hai! gehört wurde, kam die ganze Schiffsbevölkerung herbeigerannt. Seine Rückenflossen standen aus dem Wasser hervor und sein Rücken schimmerte gelblich grün. Langsam bewegte er die ungeheuren Brustflossen, unheimlich schleichend wie eine Tigerkatze. Schnell war eine ungeheure Angel mit einem Stück Fleisch versehen und heruntergelassen. Kaum gewahrte sie der Hai, so kam er in langen Zügen heran, und

plötzlich sahen wir den weißen Bauch unter dem Wasser blinken, – er hatte angebissen! Der Kopf des Hai's hat ungefähr diese Form . Der Mund hat deshalb eine sehr unbequeme Stellung, so daß er, um einen Gegenstand zu fassen, sich auf den Rücken werfen muß. Indem er sich dann sogleich wieder herumwirft, reißt er seine Beute fort oder dreht sie ab. Sämmtliche Passagiere legten Hand an, um das edle Hochwild des Oceans an Bord zu bringen. Die Spitze der Angel sah aus den Kiemen hervor, wir hatten den Burschen sicher. Geduldig ließ er sich aus dem Wasser ziehen, als aber einige Matrosen über den Schiffsrand kletterten, um ihm noch einen Strick um den Schwanz zu werfen, fing er plötzlich an, dermaßen die Planken zu peitschen und sich zu bäumen, daß keiner sich näher wagte. Endlich ging ihm der Koch mit einem langen Messer zu Leibe, und stieß ihm mehrere Male in die Brust, daß das Wasser weithin sich blutig färbte. In ohnmächtiger Wuth biß das gequälte Thier in die eiserne Angel und schlug wild um sich. Endlich wurde er über Bord gezogen. Ich glaubte ihn längst verblutet, doch nun fing er erst recht an zu wüthen, und jagte uns mehr als einmal aus einander. Als ihm mit einem Beile der Schwanz abgehauen war, schlug er mit dem ungeschwänzten Rumpfe noch lange auf dem Verdeck umher, bis ihm schließlich der Bauch aufgeschnitten und das Fell abgezogen wurde. Er war jung, wenigstens 6 Fuß lang, oben

bläulich, unten weiß gefärbt. Sein Fell ist außerordentlich dick und rauh, für einen gewöhnlichen Flintenschuß un- durchdringlich. Der arme Schelm mußte argen Hunger gehabt haben, seine Eingeweide waren vollkommen leer. In der Nähe des Hai's findet man immer den Piloten, einen kleinen bunten Fisch, auch eine Menge von Del- phinen umschwärmen ihn beständig als wollten sie ihn foppen. Er macht häufig Jagd auf sie, doch sind ihm diese behenden Seetummler zu gewandt. Der Hai ist ein sehr fauler Fisch, er verfolgt die Schiffe nur, wenn sie langsam segeln. Seine Haut wird vielfach benutzt, das Fleisch ist thranig und ungenießbar. Ich schnitt den Kopf ab um ihn für das Detmolder Museum zu maceriren. Zwei Stunden lang arbeitete ich daran herum, um so viel Fleisch und Haut als möglich abzulösen, doch wurde ich am Ende ungeduldig bei der mühsamen Arbeit, die unter dem 13<sup>ten</sup> Grade bei Windstille kein Spaß ist. Ich werde ihn erst kochen und dann hinter dem Schiff herschleppen lassen.

DEN 31<sup>sten</sup> OCTOBER. Die Windstille dauert fort, der Capitain meint, sie würde wohl noch 8 Tage dauern. Das ist eine langweilige Existenz, da man sich bei der Back- ofenhitze nur wenig beschäftigen kann. Tropische Regen- güsse strömen in kurzen Zwischenräumen herab und jagen uns in die schwülen Räume zurück. Am Horizonte sieht man 15 Schiffe, ein Zeichen, daß die Windstille schon lange angedauert hat. Mit dem aufgefangenen Regenwasser sind unsere Wasserfässer theilweise wieder

gefüllt und damit ist die letzte Hoffnung geschwunden, Rio zu sehen. Unser Wasser war schon seit 14 Tagen so faul und stinkend, daß ich keinen Tropfen getrunken habe, und mich herzlich freue, mit Selterwasser gehörig ver- sehen zu sein. Kaffee und Thee sind fast ungenießbar, ich benutze beide nur, um den harten Schiffszwieback aufzu- weichen. – Dr. Wunsch war den ganzen Morgen gegen mich unerschöpflich in Artigkeiten, Händedrücken und verbindlichem Lächeln. Ich merkte bald, daß er ein An- liegen hatte. Endlich rückte er heraus – mit affectirter Schüchternheit, er wollte gern meine abgelegten Selter- wasser-Krüge haben. Ich gab sie ihm und er versicherte mich, er wollte mir auch gern meinen Kopf rein machen, er verstände das ausgezeichnet. – Dabei drückte er mir wieder die Hand und lächelte liebevoll, daß seine Augen ganz klein wurden, und seine rothe Nase leuchtete, wie ein Karfunkel. Ich lachte ihm laut in's Gesicht und frug: meinen Kopf? Piquirt über mein Lachen antwortete er: nun ja, ihren Haifischkopf! – Durch eine leichte Brise kamen wir gegen Abend zwischen zwei englische Schiffe, die mit einander signalisirten. Es machte dem Capitain großen Spaß, ihre gegenseitigen Herzensergießungen zu belauschen.

DEN 1<sup>ten</sup> NOVBR. – Fortwährend Windstille und Platz- regen! Am gemüthlichsten scheinen sich die Enten in dem Regen zu fühlen. Sie schreien und schnattern vom Mor- gen bis zum Abend, und wenn ihnen der volle Regen in's

Bauer schlägt, so recken sie die Häuse und schlagen mit den Flügeln, als säßen sie im Wasser und badeten sich. Nun sage mir noch einer, daß die Thiere keine „Fantasie“ haben! – Ein Matrose hat zu meinem großen Ärger heute Nachmittag den Haifischkopf über Bord geworfen, dem ich im Schweiß meines Angesichts das Fell über die Ohren gezogen hatte. Er stank freilich schon sehr, und man kann es einem Matrosen eben nicht verargen, wenn er es nicht vermag, einen Gestank von rein naturwissenschaftlicher Seite aufzufassen. Viele Delphine sind um's Schiff herum. Sie schnappen nach jedem glänzenden Gegenstande. Der Stewart warf einen abgebrochenen zinnernen Löffel über Bord, und sogleich kamen sie in Schaaren herangeschwärmt. Man fängt sie, indem man an die Angel einen beliebigen glänzenden Gegenstand festbindet, z. B. einen Federbart, und über die Oberfläche des Wassers hüpfen läßt. Sie beißen nach dem glänzenden Gegenstande, wie Kinder nach dem Lichte greifen. – Heute Nacht zeigte sich eine Heerde Schweinsfische. Sie springen manchmal 8–10 Fuß hoch aus dem Wasser hervor mit prustendem Geräusch. Wenn sie dann wieder in die Tiefe schießen, so kann man ihren Weg eine Zeitlang verfolgen in der leuchtenden Spur, die sie in dem dunklen Wasser hinter sich lassen. Bei lebhaftem Meerleuchten ist diese Spur brillant, wie eine Rakete im Wasser.

DEN 21<sup>ten</sup> NOVBR. – Es ist wieder mal Sonntag. Ich sitze in meinem Comptoir und blicke in die Höhe, wo

über dem Spiegel mir das väterliche Haus entgegenblickt, freundlich im hellen sommerlichen Lichte. Es ist 10 Uhr, bei euch zu Lande ungefähr 12<sup>1/2</sup>. Die Parade ist im Gange mit Pauken und Trompeten, schlanke Jünglinge in stolzen Uniformen wandeln auf dem Schloßplatze selig zufrieden, wie die Götter des Olymp; dumme Bauern in Festtagskleidern stolpern durch die Straßen, und zarte Jungfrauen, mit schmachtenden Taillen, trippeln schüchtern vorbei an den eleganten Lion's der Hauptstadt. Auf der Ressource sitzt die Hoffnung des Vaterlandes, die künftigen Säulen des Staats, und berathen über Deutschlands Wohl und Wehe und den nächsten Ressourceball; Brokmann eilt geschäftig hin und her und spendet Cigarren und Rheinwein, oder gemeineres Bier; im Billardzimmer herrscht Vater Oelrichs mit dem Queue in der Hand und Kiel macht schlechte Witze; im väterlichen Hause duftet verstohlen der Sonntagsbraten, wie Nectar und Ambrosia; und das lauschende Ohr vernimmt ein süßes Schmoren, ein wollüstiges Brodeln aus der unterirdischen Küche – und ich habe all den frommen Frieden und das gute Leben schnöde verlassen, und auf dem platten Häringsteiche sitze ich schmachtend, wie unter einer großen Käseglocke. – Nachdem wir heute Mittag eine Gans hatten das Zeitliche segnen lassen und mit dem festlichen Rosinenpudding (ohne Eier und Milch) das Sonntagsmahl beschlossen war, hatten wir zum Desfert noch eine besondere Freude. Eine ziemlich lebhafte Brise

hatte sich erhoben. Zwei Schiffe, die wir schon lange am Horizonte gesehen hatten, kommen dicht an uns vorbei, so daß mit beiden signalisirt wurde. Das eine geht nach England, das andere nach Marseille und beide werden unser Schiff nach Bremen rapportiren. Wenn Du nun, lieber Vater, nach einiger Zeit in der *Weserzeitung* lies't: „H. v. Beckerath, Capitain Kahle, in See angesprochen;“ so wirst Du, wenn Du zwischen den Worten zu lesen verstehst, viel herzliche Grüße darin finden, die Du nach Gefallen vertheilen kannst, oder auch ganz für Dich behalten. –

DEN 4<sup>ten</sup> NOVBR. – Das war heute ein trostloser Tag. Der graue Himmel lag schwer über dem grauen toden Meer, und der Regen strömte herab, als wollte sich der Himmel im Meere ersäufen. Die dicke schwüle Luft wurde durch keinen Windhauch bewegt. – Den ganzen Tag habe ich auf meiner *Reveuse* zwischen meinen Büchern gesessen.

DEN 5<sup>ten</sup> NOVBR. – Die Sonne hat die Wolken zerstreut, aber die Windstille dauert fort! – Nun: „Mit Geduld und Spucke fängt man manche Mücke.“ Die Sonnenstrahlen liegen glühend auf dem Schiffe, manchmal ist mir zu Muthe, als würde ich destillirt. Vorige Nacht hat uns die *Africanische* Strömung um  $\frac{1}{4}$  Grad zurückgetrieben.

DEN 6<sup>ten</sup> NOVBR. – Die Passagiere der zweiten *Kajüte* fangen an laut zu murren. Die armen Schelme bekommen

nicht satt zu essen, und werden noch obendrein vom Koch maltraitirt. Er theilt die Portionen aus, und kann dabei seine Rache auf eine empfindliche Weise fühlbar machen. In unserer *Kajüte* herrscht auch seit einigen Tagen auf dem Speisezettel eine unerquickliche Oede. Seit 4 Tagen figurirt Morgens, Mittags und Abends das unvermeidliche Salzfleisch. Thee und Kaffee leiden an *haut gout*. Also Morgens: Schiffszwieback mit Butter und Salzfleisch; Mittags: Suppe, Gemüse und Salzfleisch; Abends: Schiffszwieback mit Butter und Salzfleisch; – Prosit die Mahlzeit! – O, könnt' ich doch gewisse *Detmolder* Herren auf einige Tage zu Gaste bitten, wie viel insbrünstiger würden sie hernach ihr Mittagsgebet lallen: „Herr ich danke dir, daß ich nicht bin, wie jener einer!“


DEN 7<sup>ten</sup> NOVBR. – Immer noch Windstille und eine gottlose Hitze. Dazu Regenzeit in des Worts verwegenster Bedeutung!

DEN 8<sup>ten</sup> NOVBR. – Heute muß Freitag sein, ich merk's daran, daß vor meinem Fenster Stockfisch geschlagen wird, – auf Schiffen das stehende SonnabendsMittagvergnügen. – Gestern feierte *Cassebohm* seinen Geburtstag, in Folge dessen er Morgens einige Flaschen *Madeira* entwickelte. Abends tractirte der Capitain mit Punsch und Pfannkuchen. Die Pfannkuchen werden ohne Milch und Eier gebacken, und bestehen demnach aus Mehl, Wasser und Fett, – gebratene Matzen. – Nun, „wo die Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.“ –

Man nennt diese Fabrikate Pfannkuchen, und wir haben sie mit wohlgefälligem Appetit verzehrt. Zur See sieht man über solche kleine Unvollkommenheiten hinweg, und ich glaube, die berühmten Pfannkuchen des Heidelberger Schlosses hätten nicht mehr Gnade gefunden vor unseren Zähnen. Ich aß, und dachte in dankbarer Erinnerung an all' die guten Zeiten, wo ich guten Pfannkuchen gegessen habe. Es fiel mir dabei der arme Teufel ein, der Mittags ein Stück Brod verzehrt und glücklich ist, wenn er dabei in Claren's Roman von einem opulenten Diner lesen kann. – Heute Nachmittag wurde mit Colledge Boerhave, einem holländischem Schiffe, signalisirt, das uns in Europa melden wird.

DEN 9<sup>ten</sup> NOVBR. – Die Windstille dauert fort, – dann und wann eine engrüstige Brise. Die Hitze wird sehr eklich, – man sitzt den ganzen Tag im Schwitzbad. Nachts in der Kajüte muß ein wahrer Höllenbreugel herrschen; viele Passagiere schlafen auf dem Deck, bis ein Regenguß sie wieder hinunter treibt. Ich bin nicht wenig vergnügt über mein Sommerpalais, genannt „Hotel Kieckbusch“, der Neid aller Passagiere. Mit Hülfe des zerbrochenen Fensters und der offenen Thür, bringe ich darin eine ganz erquickliche Ventilation zu Wege. Doch bei Tage herrscht auch hier eine drückende Schwüle. Man sucht sich dann auf dem Verdeck irgend ein schattiges Plätzchen und vertieft sich so gut wie möglich in seine Lectüre. Durch den reichen Schatz von Literatur aller

Art, der mir zu Gebote steht, kann ich mir immer in gewählter Gesellschaft die Zeit vertreiben und bin zufriedener, als die meisten Uebrigen. Dann und wann beschäftige ich mich mit Schnitzarbeiten, für die ich seit einigen Tagen ein scharmant Talent in mir entdeckt habe. Das Gelungenste, was ich geliefert habe, ist ein feister Mönch, der die Hände faltet und schmunzelnd die Augen zum Himmel aufschlägt, mit der Umschrift „Unser täglich Brod gieb uns heute.“ Mein Kojenkamerad Jesper hält vortreffliche Ordnung! Der liebe Gott hat mich bis jetzt auffallend begünstigt, daß er mir immer einen schützenden Engel an die Seite gab, in Gestalt von Stiefelputzern, Hausmädchen oder Hausfreunden, die mir den fehlenden Ordnungssinn ersetzen solten. Jesper ist mein Stiefelputzer, meine Waschfrau, mein Stubenmädchen, mein Flickschneider, er zieht mir die Uhr auf, er macht mir das Bett, er bindet mir Notizbücher, er fängt mir Regenwasser und arbeitet täglich an der Verbesserung unsers Ameublements. Dafür darf er sich zuweilen auf meinen Stuhl setzen, und von meinem Cognac trinken, den ich nicht gebrauche. Am vergnügtesten ist er, wenn ich ihm Studentengeschichten erzähle; die hört er für sein Leben gern, und ich glaube, er würde dabei nicht merken, wenn das Schiff unterginge, bis ihm das Wasser in den offenen Mund liefe. – In Bremerhafen hatte ich vergessen, einen Strohhut zu kaufen, glücklicherweise konnte Neuhaus mir einen überlassen. Komisch sieht es aus, wenn man eine

Partie solcher Strohbehüteter von Oben, aus der Vogelsperspective sieht. Unter den breiten Krämpfen sehen nur die Fußspitzen hervor, etwa so: . Zeichne Dir 14 solcher Figuren neben einander, und Du hast das wohlgetroffene Conterfei sämtlicher Passagiere. Die schlechte Fahrt, die wir machen, stimmt den Capitain äußerst verdrießlich. Er macht ein Gesicht, wie ein Gerichtsdieners, und scheint wenig erbaut, von dem fortdauernd gesunden Appetit seiner Passagiere.

DEN 10<sup>ten</sup> NOVBR. – Wieder ein Sonntag! – Merkwürdig, auf dem Schiff macht man doch, das Puddingdiner ausgenommen, wenig Aufhebens vom Sonntag; aber doch ist man noch einmal so träge, und gähnt noch einmal so viel am Sonntag als am Alltag. Wie mag es kommen, daß diese Sonntagslangeweile mit auf's Schiff schleicht? Hat sie sich auf dem Lande so tief in die menschliche Organisation eingenistet, daß sie auch zur See alle 7 Tage wiedererscheint, oder ist es nur die Erinnerung an verlebte Landsontage mit ihrem steifleinenen Kleidersonntagszeug, mit dem Schulkirchenzwang und Glockengebimmel, das Einem das Maul so unwiderstehlich aufreißt? Oft habe ich als Kind gedacht, wenn der Himmel sich zum Sonntag verhält, wie der Sonntag zum Alltag, so bewahre mich der liebe Gott vor seinen Himmelsfreuden! Ich dachte mir immer dabei, Petrus stände im Himmel auf der Kanzel und hielte eine langweilige Predigt und Mittags bei Tische früge mich der liebe Gott: „Theo-

dor, wovon hat Petrus heute gepredigt?“ und ich wüßte es nicht, denn meine Gedanken waren ja noch immer in dem schönen irdischen Jammerthale! – Heute Morgen haben wir eine Seeschwalbe (Sterna hirundo) gefangen. Einen niedlichen Seevogel kann man sich nicht denken. Er hat einen Schnabel ähnlich wie die Tauben, und Schwimmhäute zwischen den Zehen, sonst sind sie unsern Hausschwalben sehr ähnlich, doch noch einmal so groß. In kleinen Schaaren umschwärmen sie das Hintertheil des Schiffes und zwitschern seelenvergnügt, tapsen hüpfend mit ihren breiten Füßen auf's Wasser, oder lassen sich schwimmend von den Wellen auf und niederschaukeln. Man fängt sie auf eigenthümliche Weise. Ein Stückchen Speck wird an einen Faden gebunden in's Wasser gelassen. Eine Schwalbe faßt es und fliegt damit in die Höhe, die andern hinterher, rennen gegen den dünnen Faden, verwickeln sich darin mit liebenswürdiger Dummheit, und sind gefangen. Meist fallen sie jedoch nur in's Wasser nieder, wenn sie gegen den Faden fliegen. Durch den Stoß wird der Schwalbe ihr Stückchen Speck wieder entrissen, es fällt in's Meer und die ganze Schaar stürzt schreiend und flatternd hinterdrein.

DEN 11<sup>ten</sup> NOVBR. – Windstille ohne Regen, – eine fabelhafte Hitze! Man dörرت körperlich und geistig ein, wie eine getrocknete Pflaume.

DEN 12<sup>ten</sup> NOVBR. – Seit gestern Abend hat sich der Wind erhoben, aber maliciöser Weise gerade aus der Ge-

gend, wohin wir gehen wollen. – Beinahe 14 Tage haben wir Windstille gehabt. Der Capitain ist sehr übler Laune und sagt, so oft er den Aequator passirt, habe er es in dieser durch Windstille berüchtigten Gegend doch nie so schlecht getroffen. Wir scheinen im Ganzen eine recht heitere Fahrt machen zu sollen; 50 Tage sind wir in See, und haben etwa 14 Tage guten Wind gehabt! Wie wird das erst am Cap Horn werden! Die Seeleute meinen, irgend ein gottloses Individuum müsse zwischen uns sein, das den Zorn des Himmels auf uns leite. Ich habe mir im Stillen schon Vorwürfe gemacht.

DEN 13<sup>ten</sup> NOVBR. – Heute hat mir der Dr. Wunsch explicirt, wie er an den Suff gekommen ist. Seine rothe Nase ist nämlich nicht durch das Trinken entstanden, sondern das Trinken durch die rothe Nase. Die rothe Nase ist ein Erbfehler der Familie Wunsch. Vater, Großvater und Sohn waren damit behaftet von Jugend auf. Da die rothe Nase einmal da war, was half ihnen da die Enthaltbarkeit? Sie wollten nicht besser sein als ihr Ruf und wandelten getrost den Weg, den ihnen das Schicksal vorgezeichnet hatte, – immer der Nase nach! – Er schloß mit der Bemerkung, daß alle Genie's Säufer gewesen seien. Als ich ihm antwortete: „aber leider nicht alle Säufer Genie's“, wurde er verstimmt. – Zwischen 7 und 8 Uhr Abends haben wir den Aequator passirt. Die Fantasie wird eigenthümlich dadurch berührt, wenn man über diese imaginaire Linie in die südliche Hemisphäre tritt.

Wie oft habe ich diese Linie mit Respect betrachtet, wenn ich als Kind Geographie studirte, und über der bunten Landkarte träumte; die Linie, an deren Namen sich alte Erinnerungen knüpfen von wunderbaren Reisebeschreibungen und märchenhaften Abenteuern. Die Heimath deucht einem plötzlich so fern, – und wenn man hinabsegelt zum südlichen Pole, und Europa und die ganze nördliche Erdhälfte hinter dem Aequator hinabsinkt, da ist Einem zu Muth, als wenn man zum ersten Male aus der Heimath fortgezogen ist und kommt an die Ecke, wo man zum letzten Male die Thürme der Vaterstadt sieht. Die schwarze Linie, mit der die Schulmeister die Welt in zwei Hälften theilen, prägt sich tief in die jugendliche Fantasie! – Gerade als wir unter dem Äquator waren, sahen wir eine komische Wolkenbildung. Ein schmaler Wolkenstreifen zog sich von O. nach W. über den ganzen Himmel hin; ein förmlicher Wolkenäquator. Abends nach Tisch wurde eine bescheidene Bowle gemacht. Die Nacht war herrlich, der Mond goß einen hellen Tageschein über das fernhinglänzende Meer, und Taue und Masten warfen dunkle Schatten wie im Sonnenlichte. Bis tief in die Nacht saß ich mit Richter zusammen, und ließ mir von Berlin, Schleswig und Baden vorflunkern. Der Wind ist seit gestern vortrefflich. – Den Tag über habe ich emsig gearbeitet. Der Capitain hatte Richter und mich gebeten, eine kleine Comödie zur Aufführung zu bringen. Ich übernahm die Ausarbeitung des ersten Actes,

der zur See, Richter den zweiten Act, der in Californien spielt – Alles in hainebuchenen Knittelversen. Mittags war schon das Concept fertig und Abends die Reinschrift. Natürlich dreht sich der ganze Scherz um mehr oder weniger harmlose Persönlichkeiten. Doch halte ich's für's beste, wir treten mit unserm Opus nicht an's Licht, denn eine große Gespanntheit und Gereiztheit hat sich bereits der Herzen der Thranritter bemächtigt, die erfahren haben, daß sie von den beiden Doctoren dramatisch behandelt werden sollen. Man muß zu Schiffe Ärgerniß vermeiden, so viel als möglich.

DEN 14<sup>ten</sup> NOVBR. – So eben habe ich die „tropische Taufe“ bestanden. Der Capitain hatte die Feierlichkeit untersagt, doch um den Matrosen den Spaß nicht zu verderben, stiegen wir sämmtlich in den Raum hinunter, wo die Matrosen schlafen. Dort hatte Neptun seine Rasirstube etablirt. In dem Raume ist nur Platz für die Kojen der Matrosen und einige Kisten; denke Dir also diesen schmorenden Dunst, der in dem Loche entstand, als Kisten und Koffer und Kojen und Treppe dicht gedrängt voll Menschen saßen, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte. Ein herkulischer Matrose spielte die Rolle des Neptun, einen dreieckigen Hut auf dem Kopfe, dessen 2 Zipfel  $\frac{1}{2}$  Fuß über die Schultern hinunterhingen. Zwei andere Matrosen nahmen den Täufling in Empfang und hielten ihn fest, ein dritter rührte mit einem ungeheuren Löffel Mehl und Wasser in einem Topfe zusammen, mit solcher

Vehemenz, daß der weiße Brei weit umherflog. Dem Täufling wird ein Segeltuch um den Hals gelegt, Neptun fragt in seemännischem Englisch nach Namen und Herkunft und schmiert ihm dabei Gesicht und Bart mit der Mehlseife ein. Schließlich muß man 3 Mal den Namen des Schiffs sagen, wobei Neptun den richtigen Augenblick abpaßt, um Einem eine Handvoll Mehlbrei in den Mund zu streichen. Ein Gehülfe wetzt nun auf seinem nackten Arme ein 2 Fuß langes hölzernes Messer, womit Neptun, unter gräßlichen Grimassen den feierlichen Act des Rasirens vornimmt. Dann wird man mit einem Stück Segeltuch abgeputzt und muß schließlich dem Neptun Bescheid thun aus einer Schale mit Grog, deren Reinlichkeit man in dem herrschenden Zwielight glücklicher Weise nicht untersuchen kann. Man bedankt sich mit einigen Münzen. Diese ganze Procedur wird für Mißliebige bedeutend geschärft. Manche entstiegen gräulich zugerichtet dieser unheimlichen Höhle, und wurden dann oben, an der „Luke“, mit wieherndem Gelächter in Empfang genommen, wo sich alle gelagert hatten, die unten keinen Platz mehr fanden. Ich wurde sehr glimpflich behandelt, da ich den Neptun und 2 seiner Gehülfen auch zur Zufriedenheit behandelt habe! – Die tropische Taufe ist für den Matrosen das größte Fest und es ist den Burschen wohl zu gönnen, die Tag und Nacht arbeiten müssen und pariren wie Hunde. Sie freuen sich Wochen lang darauf, wie unsere Bauern auf's Erntefest. Es war deshalb



vom Capitain nicht klug gehandelt, den Scherz zu verbieten. Er sagte, er wolle damit die Matrosen bestrafen, weil sie, allerdings unverschämt genug, die Weinkörbe der Passagiere bestohlen haben. Ich bin dabei um 6 Flaschen Cognac leichter geworden. Ich glaube jedoch, der Hauptgrund lag in des Capitains Aengstlichkeit. Er fürchtete, die Matrosen möchten sich betrinken, unverschämt werden und dienstunfähig. In diesen Breiten kommt zuweilen un- plötzlich eine heftige „Boe“ (Sturmwind), die prompte Bedienung erfordert. Der Capitain hat davor einen gewaltigen Respect. So wie der Wind anfängt ein wenig heftiger zu blasen, läßt er eine Anzahl Segel einziehen, aus Furcht, es möchte eine „Boe“ geben. Ich habe darum auch längst die Hoffnung aufgegeben, daß uns der Sturm mal einen Mast über Bord wirft, wodurch der Capitain gezwungen werden könnte, in Rio anzulaufen, das ich so gern sehen möchte. Wie leicht vorauszusehen war, machte das Verbot die Gemüther erbittert und den Tumult nur toller. Die allgemeine Taufe wurde ohne den Capitain vorgenommen, und die Matrosen besoffen sich im Stillen, wurden lauter und lauter und machten in Schreien und Fluchen ihrem Aerger gegen den Capitain Luft. Endlich brach dieser aus seiner Kajüte hervor; – es wurde auf einen Augenblick ruhig, doch wie er den Rücken kehrte, ging das Stampfen und Singen wieder los, und ein leeres Wasserküben wurde ihm nachgeworfen. Wüthend kehrte er sich um, mußte es aber doch wohl für gerathener halten,

keine weiteren Untersuchungen anzustellen. Bald darauf rückten ihm 3 betrunkene Matrosen vor die Thür. Wortführer war ein wilder ungeschlachter Kerl, eine Wergsperücke mit 2 Ellen langen Zöpfen auf dem Kopfe, in der Rechten eine leere Flasche, in der Linken einen schweren Holzzapfen. Sie verlangten Schnaps und ihr rechtmäßiges Vergnügen, da sie ihre Arbeit immer ordentlich gethan hätten. Der Capitain mußte sanfte Saiten aufziehen, um sie vom Halse zu kriegen. Die ganze Geschichte wurde einer Meuterei immer ähnlicher. Der Kerl mit der Perücke war viehisch besoffen, er stürzte über Fässer und Balken, schlug sich die Beine und das Gesicht entzwei, prügelte seine Cameraden und wollte schließlich dem Capitain zu Leibe gehen. Kaum konnten ihn die Uebrigen zurückhalten.

DEN 17<sup>ten</sup> NOVBR. – Der Wind ist beständig untadelhaft. Der Capitain meint, er würde nun wohl in dieser Weise bis Buenos Aires anhalten. – Den Tag über lese ich bis die Sonne untergeht; dann erfreue ich mich an dem wunderbaren, immer wechselnden Farbenspiel der Wolkenlandschaft. Die Zeit nach dem Thee bis zum Schlafengehen wird mit Plaudern, Singen und Unsinn hingebracht. Ueber alle Beschreibung herrlich ist eine helle tropische Nacht auf dem Meere, wenn das segelbeschwingte Schiff durch die mondbeglänzte Fluth eilt, und hoch darüber her, durch die Wolken, das strahlende Schiff des Mondes zieht. –

Vergebens habe ich bis jetzt nach dem berühmten Kreuz des Südens gesucht. Es muß längst am Horizont heraufgezogen sein, aber es hält sich beständig hinter Wolken und Nebeln verborgen. Der große Bär ist verschwunden, an seiner Stelle strahlt nun der Orion. Merkwürdig regelmäßig sind die 3 Sterne in seinem Gürtel, die in gerader Linie, in gleichem Abstände und mit gleichem Lichte glänzen. Der Sirius leuchtet wie bei Euch die Venus und die Venus wie bei Euch kein Stern. – Gestern und heute habe ich an einem Tagebuche gearbeitet und bin so eben fertig geworden. Von frühster Jugend bis jetzt habe ich alle wichtigen Momente und Situationen durch kurze abgebrochene Worte angedeutet. Es sind einzelne Punkte, an denen die Fantasie ihre Fäden befestigen und ihr Netz weiter spinnen kann. Dies Tagebuch hat den Vorzug, daß es für jeden Andern absolut unverständlich ist, während ich alles Fehlende zwischen den Zeilen lese.

DEN 20<sup>ten</sup> NOVBR. – Es wird gemeutert; die Zwischendecks-Passagiere wollen sich über das schlechte Wasser beschweren, das schwarz ist wie Dinte und stinkt wie Schwefelbrunnen; aus der ersten Kajüte wird sich eine Deputation in Bewegung setzen, um die Jedem zukommende  $\frac{1}{2}$  Flasche Wein Mittags zu beanspruchen, statt der bis jetzt gelieferten  $\frac{1}{4}$  Flasche. – Der Wind war bis gestern Nacht löblich; doch dann trat wieder Windstille ein. Man mußte darauf gefaßt sein, da Windstillen im Ocean da häufig sind, wo die Sonne Mittags im Zenith steht. Da

jetzt auf der südlichen Hemisphäre Sommer ist, werden wir die Sonne erst zwischen dem 19<sup>ten</sup> und 20<sup>ten</sup> Grade nicht im Zenith haben. Jetzt liegen wir auf dem 19<sup>ten</sup> und vergebens sucht man Mittags nach einem schattigen Plätzchen. Wir haben gefunden, daß Neptun von allen Opfern die Libationen am meisten anerkennt. Jedesmal, wenn wir Abends eine Bowle gebraut hatten, kam über Nacht ein guter Wind. Gestern dachten wir wieder, dies probate Mittel anzuwenden. Doch der Capitain und die Hälfte der Comptoirjünglinge hatten ihre solide Laune. Zu 8 opferten wir also für die ganze Schiffsgesellschaft und brauten einen Trank: „wie ihn das Meer noch nie gesehen.“ Ich kann es nicht unterlassen, das Receipt aufzuzeichnen: 4 Theile Château Margeaux, 2 Th. Portwein, 1 Th. Selterwasser, eine Idee Bischoffsextract und Zucker. Kaum hatten wir begonnen und Poseidon das erste Glas feierlichst dedicirt, als er sich sofort revanchirte und eine hübsche Decoration auffahren ließ. Nahe wölbte sich in majestätischem Halbkreis ein Mondregenbogen über dem nächtlichen Meere. – Der Mondregenbogen verhält sich zum Sonnenregenbogen wie das Werk des Genie's zu dem Werke des nachahmenden Talentes. Das Talent läßt sich vom Genie erleuchten wie der Mond von der Sonne. Beide arbeiten nur mit halbem, erborgtem Lichte. Sie können nicht erleuchten, sie können nur scheinen. – Wir nahmen die schlafende Iris, die Neptun uns schickte, für ein gutes Omen, und mit Recht; denn unsere

Bemühungen wurden vom besten Erfolge gekrönt. Bald hörte man in der Ferne das laute Rauschen eines Regengusses, der, vom Winde getrieben, heranzog. Er jagte uns in die Kajüte und als wir wieder heraufstiegen, trieben wir mit vollen Segeln dem Südpol zu. Heute Mittag hat der Wind wieder ein Stündchen geruht; doch während ich schreibe, hat er sich schon wieder kräftig erhoben; er hielt nur Siesta! – Wenn die Hitze zu arg wird, läßt der Capitain ein Leinen über das Quarterdeck spannen, nicht sowohl für die schwitzenden Passagiere, als für das schwitzende Schiff, dem in der Hitze die Pechtropfen über das Angesicht fließen, wie uns die Schweißtropfen. Ich wollte, Du könntest einmal einen Blick werfen auf die malerischen Gruppen, die nach Tisch unter dem Zelte umherliegen. In den raffinirtesten Stellungen, oder vielmehr Lagerungen schlafen die transatlantischen Abenteurer, und verdauen, – gottesfürchtig und faul –, ihre Erbsen, Bohnen oder Linsensuppe, bis die Bierstunde schlägt und Einer nach dem Andern sich aufrafft, um sich seinen Buddel Bier heranzuholen, den er jedoch mit seinen Kojenkameraden theilen muß. In der Hitze fliegen die Pfröpfe davon, wie von Champagnerflaschen. Jeden Nachmittag um 4 Uhr wird mit den Bierflaschen ein förmliches Trefsen geliefert. Alle möglichen Kriegslisten werden angewandt, um unbemerkt Einem in den Rücken zu schleichen, und ihm den Pfropf an den Schädel zu brennen, wobei man sich möglichst unschuldig mit dem unglücklichen

Zufall entschuldigt. Unser Bier zeichnet sich dadurch aus, daß der Pfropf nicht des Bieres wegen, sondern das Bier des Pfropfs wegen da zu sein scheint, denn das Bier, das gleich schäumend und vielversprechend hinter dem Pfropfe herrenomirt, ist trübe und sauer.

DEN 22<sup>sten</sup> NOVBR. – Gestern Abend hat es eine kleine Scene gegeben, die sich jedoch, Gottlob! in Wohlgefallen aufgelöst hat. Statt daß der Angriff von unserer Seite erfolgen sollte, ergriff unverhofft der Capitain die Offensive, und fuhr beim Thee gegen 2 los, von denen er gehört haben wollte, daß sie sich gegen Matrosen über schlechtes Essen, unerfüllten Contract pp. beklagt hätten. Er würde jeder billigen Klage stets Gehör schenken, hinter'm Rücken verbäte er sich solche Discussionen pp. Sein Bestreben sei immer dahin gegangen, uns nicht nur zufrieden zu stellen, sondern uns so zu behandeln, daß wir uns mit Vergnügen erinnerten, mit ihm gereis't zu sein pp. Alsdann wurde ihm gesagt, daß wir gerade diesen Abend die Wein-, Bier- und Wasserfrage mit ihm hätten verhandeln wollen, die dann auch sämmtlich ohne weitere Animositäten in's Reine gebracht wurden. Wir bekommen nun Mittags unsere halbe Flasche Wein und das saure Bier fällt dafür Nachmittags weg. Nachmittags war eine schriftliche Sturmpetition der Zwischendeckspassagiere eingelaufen, trinkbares Wasser zu schaffen. Der Capitain hat versprochen, mit den noch übrigen Fässern allerlei chemische Experimente vorzunehmen, um das Wasser zu reinigen,

und falls dies nicht hilft, an den Falklandsinseln anzulaufen. Heute hatte ich meine malerische Laune. Ich habe den ganzen Nachmittag Gruppen scizzirt, und eine gute Ausbeute gehabt. – Ein Zwischendeckspassagier, seines Zeichens Oeconom, leidet an heftiger Gesichtsrose; da er in seinem Quartier zu sehr der Erkältung ausgesetzt ist, sollte er in einer leeren Koje der Kajüte schlafen. Dagegen sträubten sich aber die Kajütpassagiere gewaltig, und verwiesen ihn in's Hotel Kiekebusch, indem sie meinten, die Krankheit könne eine gefährliche Wendung nehmen, und dann sei es besser, wenn Einer, als wenn so Viele dadurch gestört würden. Kurz und gut Jesper mußte wieder in die Grube steigen; ich blieb von diesem menschenfreundlichen Dienste verschont, damit der Patient ärztliche Hülfe in der Nähe hat. – Dr. Wunsch leidet an hydropischer Anschwellung der Füße. Um die Diurese zu befördern, hat er sich gestern Morgen mit Gin (Wachholder) geschwenmt, und gerieth in Folge dessen in eine rednerische Laune. So habe ich noch keinen Menschen über unser gutes Deutschland herziehen hören! Ingrimig schwur er seine Nationalität ab, und spendete Amerika seinen Wachholderweihrauch! Der Grundgedanke seiner Philippica war am Ende, daß alle Deutschen Hunde sind, erstens, weil sie nichts Gutes zu essen haben, und zweitens, weil sie nicht betrügen können. Einige schwarzrothgoldene Kaufmannsjünglinge geriethen in großen Zorn, und behaupteten, daß man in Deutschland das beste Rindfleisch

habe, und hinlänglich schlau sei. Dr. Wunsch erging sich in Gemeinheiten, und man überließ ihm das Feld. Er ist nun in den Bann gethan! Keiner spricht mit ihm, und den ganzen Tag sitzt er mit seinem käsefarbenen Sophieschen auf der Bank und sieht aus wie ein Häufchen moralischen Katzenjammers. Seine Wangen sind bleich wie Sophiechens Wangen, und seine Nase leuchtet wie der Mond im Nebel.

DEN 24<sup>ten</sup> NOVBR. – Ein herrlicher Sonntagmorgen! Weithin glänzt das Meer in der Morgensonne, ein wonniger Seewind kühlt die tropische Wärme, und jagt unsern Beckerath vor sich her. Eine Feiertagsruhe herrscht auf dem ganzen Schiff, da heute die Matrosen ihre lärmende Arbeit ausgesetzt haben. Schon seit mehreren Tagen nämlich sind sie beschäftigt, das ganze Schiff von oben bis unten zu revidiren und repariren. Vom Morgen bis zum Abend wird gestampft, gehämmert und hin und hergeschleppt! Alle Taue werden angezogen und neu getheert, die Fugen werden neu gepicht, und Wasserfässer, Balken und Boote auf dem Verdeck fester gelegt und gebunden etc. Alles dieß geschieht dem Cap Horn zu Gefallen, wo unser Hermann manchen harten Kampf zu bestehen haben wird! – Noch immer habe ich das Kreuz des Südens nicht gesehen, obgleich wir bereits den Wendekreis des Steinbocks hinter uns haben. Es steht in dieser Jahreszeit nur bei Tage am Himmel, und sinkt bei Nacht wieder unter den Horizont. Die Magallanes'schen Wolken

sehen wir schon in einem Winkel von 45 Grad. Sie haben einen matten milchweißen Glanz. Humboldt meint, es seien vielleicht ähnliche Sternenringe wie unsere Milchstraße. Aus weiter Ferne müßte der Kreis der Milchstraße, von der Seite betrachtet, als ein dichter Sternhaufen erscheinen, wie uns die Magallanes'schen Wolken. Der südliche Himmel scheint ärmer an Sternen der 3<sup>ten</sup> u. 4<sup>ten</sup> Größe als der nördliche; um so brillanter leuchten die vielen Sterne 1<sup>ten</sup> und 2<sup>ten</sup> Ranges, vorzüglich jetzt, wo der Mond sehr spät aufgeht.

DEN 27<sup>sten</sup> NOVBR. – Die Nächte werden schon kühl. Dr. Richter, der bis jetzt jede Nacht unter den Fenstern meiner Koje campirte, ist mit seiner Heumaträtze seufzend wieder in's Zwischendeck gestiegen. So lange wir unter den Wendekreisen sind, hat diese Maträtze in Regen und Sonnenschein, Tag und Nacht auf dem Verdeck gelegen. Abends streckte sich der feiste Doctor mit antiker Resignation darauf nieder, nachdem er mir oft ein schmachtes Ständchen gebracht hatte, und erhob sich am frühen Morgen, wenn die Matrosen anfangen das Verdeck zu waschen, wobei die Maträtze manches Sturzbad bekommen hat. Doch die tropische Sonne trocknet das bald wieder aus, und jeden Mittag von 1–4 Uhr konnte man wieder den würdigen Collegen Siesta darauf halten sehen. Bei Nacht ließ er sich den Mond ins Gesicht scheinen, und bei Tage die Sonne auf den Rücken. Sein Teint streift nahe an's Indianische, und verhält sich zu meinem, wie

meiner zu dem eines jungen Mädchens. – Ein heilloser Skandal geht jeden Abend im Zwischendeck los, wenn die Bewohner desselben, von denen jedesmal drei in einer Koje liegen, sich zur Ruhe begeben. Ich lag gestern Abend mit Matthaei und Schönfeld an der Luke, und sah unbemerkt dem Gewühl in dieser Dunsthöhle zu, in der nur Menschen und ihre intimsten Begleiter ausdauern können. Der bleiche Schein einer schwindsüchtigen Oelampe erhellt die Scene! Hier sitzt einer friedfertig und flickt seine Hose, dort durchsucht ein Anderer ärgerlich alle Ecken nach seinem verlorenen Kopfkissen, da sitzt einer auf einem Throne von Kisten und Brettern, um dem Lichte mit seinem Buche näher zu kommen, dessen Sinn er mühsam entziffert, bis der Kopfkissensuchende durch eine unvorsichtige Bewegung ihn sammt Kisten und Brettern in die Dunkelheit des Bodens zurückschleudert. Endlich schlägt es 10 Uhr. Die Lampe wird par l'ordre de Mufii ausgeblasen, und nun beginnt ein Heidenlärm! Hier sucht einer in seine zweite Kojenette zu steigen, und wird von unsichtbarer Hand zurückgerissen, daß er fluchend zwischen die Meublen fällt! Da katzbalgen sich 3 in der Koje umher, weil Einer zuviel Platz usurpirt! Dort schwört Einer Rache dem, der ihn eben mit einem harten Stück Schiffszwieback an den Schädel geworfen hat! Endlich wachen die schon Entschlafenen wieder auf, und schimpfen, daß man ihnen keine Ruhe läßt; der Lärm wird immer toller! Einer fängt an auf seiner blechnernen

Kaffeekanne zu blasen, – und nicht lange, so greift Jeder zu einem blechernen Eßgeschirr, und stimmt mit ein in die höllische Nachtmusik. – Dr. Wunsch hat sich von der AllGemeinheit mit seinem Töchterchen, durch einen Vorhang von Segeltuch abgeschlossen. – Heute habe ich zum ersten Male in meinem Leben mit meiner Kunst Brod verdient, oder vielmehr Aepfel. Ich habe den Bootsmann curirt, der mir aus Dankbarkeit 2 letzte deliciöse Aepfel verehrt hat. Ueberhaupt blüht meine Praxis sehr. Es sind Wenige auf dem Schiffe, die ich nicht schon unter den Händen gehabt habe.

DEN 28<sup>sten</sup> NOVBR. – Die Nacht haben wir, wenn auch keinen Sturm, doch ein ganz reguläres Stürmchen gehabt, so daß in unserer Koje Alles an zu tanzen fing. Es war dabei so kalt, daß ich meine wollene Decke wieder hervor suchen mußte. Meine Seebäder werden nun wohl ein Ende haben, nachdem ich 33 Tage jeden Morgen gebadet habe. Gestern Abend war ich kaum eingeschlafen, als der Leuchter vom Tische in meine Koje hineinflog, und mir auf die Nase schlug, daß ich ganz verduzt in die Höhe fuhr. Es dauerte lange, bis ich wieder einschlief. Wenn man Nachts wachend in der Koje liegt, und die mächtigen Wellen schlagen donnernd an die Rippen des Schiffs, da kommt Einem oft unwillkührlich der Gedanke: Wie, wenn eine Riesenwelle auf's Verdeck niederstürzte, und schlüge das ganze Schiff auseinander wie eine geknackte Nuß! „Klostermegger, wo niu?“ – Höchst ungemüthlich ist

auch der Gedanke, auf der See zu sterben und beerdigt, oder vielmehr bewässert zu werden! Man näht den Leichnam in ein altes Segeltuch, bindet an den Fuß einen Stein, und wirft ihn über Bord. Das Gewicht reicht lange nicht hin, um den Körper auf den Boden des Meers hinab zu ziehen. Aufrecht schwebt er mitten in der Tiefe des Oceans, wie ein Schinken in der Speisekammer, und die hungrigen Fische kommen heran, und umkreisen ihre Beute. Dieser Gedanke bringt mich auf einen andern gesundheitspolizeilichen. Man klagt in großen Städten viel darüber, daß die Todten die Lebenden incommodiren, indem die Begräbnisplätze zwischen den Wohnungen liegen, und die Atmosphäre verderben. Wäre es nicht billiger, besser und poetischer, jedem Todten einen kleinen Luftballon an die Arme zu binden, und ihn so direct in den Himmel hineinfliegen zu lassen? Da oben würde er keine Menschen mehr belästigen, höchstens Astronomen, wenn sie ihre Fernröhre nach den Sternen richten, und plötzlich der Wind ein Rudel luftiger Gesellen durch seinen Focus treibt. Dauerhaft müßten freilich die Ballons gemacht sein, es könnte sonst leicht passiren, daß nach einiger Zeit das Knochengerippe wieder auf die Erde hinunterführe und z. B. ein todtler verschmähter Liebhaber in eine Laube fiele, grade zwischen seine Geliebte und ihren Bräutigam, und der Geliebten das Strickzeug aus der Hand schlüge, und dem Bräutigam die Cigarre aus dem Munde – oder noch schlimmeres Unheil anrich-

tete. – Gestern habe ich zum ersten Male meinen Choko-  
ladenworrath angebrochen. Ich besitze 24 Tafeln. Da wir  
aller Wahrscheinlichkeit nach, von jetzt an, nicht länger  
als 48 Tage unterwegs sein werden, so darf ich alle Tage  
 $\frac{1}{2}$  Tafel naschen. Es war mir ein recht erquickliches Ge-  
fühl, als ich, Abends nach dem Thee die ungewohnte Deli-  
katesse zum Munde führte, und dabei andächtig in den  
vergnügten Sternenhimmel blinzelte. Auch mein Ingwer,  
der seit der Seekrankheit unten im „Raum“ gestanden hat,  
ist nun an's Tageslicht geholt, und soll künftig in Angriff  
genommen werden. – Gestern Abend sangen wir auf dem  
Hinterdeck das bekannte, schöne Lied: „Es waren einmal  
3 Juuden; Juuju; den, den, den; Juuju, den, den,  
den; Es waren einmal 3 Juuden. 2<sup>ter</sup> Vers: Der erste  
der hieß Abraham; 3<sup>ter</sup> Vers: der zweite der hieß Isaak;  
4<sup>ter</sup> Vers: der dritte der hieß Jacob; 5<sup>ter</sup> Vers: Wo liegen  
sie denn begraben? 6<sup>ter</sup> Vers: Im Tempel zu Jerusalem.“  
Das Lied muß den Zwischendeckspassagieren gefallen  
haben, denn heute Morgen sangen sie beim Kartoffel-  
schälen, nach derselben Melodie: „Es waren mal drei  
Doctoren. 2<sup>ter</sup> Vers: Der erste der hieß Wuunusch.  
3<sup>ter</sup> Vers: Der zweite der hieß Richter. 4<sup>ter</sup> Vers: Der  
dritte der hieß Piderit. 5<sup>ter</sup> Vers: Wo liegen sie denn be-  
graben? 6<sup>ter</sup> Vers: Im Lande Colofonium!“ – Der Sturm  
hat uns ein gut Stück weiter gebracht, wir sind heute 29°  
Breite 38° Länge. Die Gesetze, nach denen man auf der  
See Länge und Breite findet, sind sehr einfach, wenn auch

in ihrer exacten Durchführung ungemein schwierig. Die  
Breite wird gewöhnlich durch die Sonne bestimmt . . .  
SONNTAG DEN 1<sup>ten</sup> DECBR. Gestern gegen Abend zog  
eine Heerde von einigen 100 Schweinsfischen (Delphinus  
delphis) heran. In den tollsten Sätzen springen sie schaa-  
renweis aus dem Wasser, und haben in der Form viel  
Aehnlichkeit mit einer gallopirenden Schweineherde.  
Unser Schiff lief sehr „hart“, aber doch umschwärmte  
uns der lustige Haufen länger als zwei Stunden. Wie  
Forellen schossen sie mit unglaublicher Gewandtheit dicht  
vor dem schäumenden Bugspriet hin und her, und sprangen  
manchmal 6 Fuß hoch über die Wellen empor. Es reizt  
unwiderstehlich zum Lachen, wenn man die dicken Leiber  
so unsinnig sich gebärden und springen sieht. Die Har-  
punen wurden sofort mobil gemacht, und ein Matrose,  
ein früherer Wallfischfänger, postirte sich auf die vor-  
derste Spitze des Bugspriets. Eine halsbrechende Stellung!  
Zehn Mal schoß er vorbei, – endlich, das elfte Mal,  
wurde mit Jubelgeschrei ein feister Bursche von 7 Fuß  
Länge aus dem Wasser gezogen, und nach 5 Minuten  
noch ein zweiter. Diese Fische sind warmblütig, und  
halten sich wie der Wallfisch an der Oberfläche um Luft  
zu schöpfen, der Kopf läuft sehr spitz in eine Art Vogel-  
schnabel aus, und das Maul ist mit außerordentlich schar-  
fen und durablen Zähnen bespickt; auf dem Rücken sind  
die Fische dunkel, unter dem Bauche weiß gefärbt. Ihr  
innerer Bau hat eine ganz merkwürdige Aehnlichkeit mit

dem des Schweins. Das dunkle außerordentlich blutreiche Fleisch ist eine Seemannsdelikatesse. Wir haben davon heute Morgen ein beefsteakartiges Gericht gehabt, das gar nicht übel schmeckte. Von einigen Zwischendecks, passagieren, die nun seit 11 Wochen kein frisches Fleisch gekostet haben, wurden schon gestern Abend beträchtliche Stücke roh mit Pfeffer und Salz vertilgt. – Seit einigen Tagen begleiteten uns beständig große Vögel – ein Zeichen, daß wir uns dem Cap nähern. Es haben sich sogar schon „Cap'sche Tauben“ und ein junger Albatroß gezeigt. Den edelsten Flug haben die Sturmvögel. Ihre dunklen, schlanken Flügel scheinen sich kaum zu bewegen, wenn sie dicht über den Wellen das Schiff umkreisen. Heute Morgen zogen einige Wallfische in der Nähe des Schiffs vorbei. Jedesmal wenn sie Athem holen, kommen sie an die Oberfläche des Wassers, und spritzen dreimal einen langen fontainenartigen Wasserstrahl durch die Nase. Von den Fischen selbst sahen wir nur dann und wann die Flossen. – Wie wenig erfährt man doch von den Geheimnissen der Tiefe, über die man monatelang hinsegelt! – Seit einigen Abenden sehn wir auch das Kreuz des Südens. Es besteht aus 4 hellen Sternen, welche die Endpunkte des Kreuzes bezeichnen, und einem schwächer leuchtenden Stern in der Mitte. Es steht auf dem Kopfe, so daß seine Spitze dem Horizonte zugekehrt ist. Ich muß gestehen, daß ich nach der schwärmerischen Beschreibung im Kosmos mir einen brillanteren Anblick vorgestellt hatte.

Doch ist es jedenfalls kein übler Beitrag zu der ganzen „landschaftlichen Pracht“ des südlichen Sternenhimmels, wie Humboldt sich treffend ausdrückt. Mein Lieblingssternbild ist der Orion, es hat etwa den Umfang des großen Bären, und glänzt in magischer Pracht. –

DEN 2<sup>ten</sup> DECBER. Das war ein verbummelter Sonntag. Es hat den ganzen Tag nicht einen Augenblick aufgehört zu regnen. Die Sonntagsnachmittagslangeweile wurde mit Hazardiren todtgeschlagen – das erste Mal, daß auf dem Schiff Hazard gespielt wird. Nur nach dem Thee hat der Capitain oft eine Whistparthie bei sich, bei der ich mich jedoch nicht betheilige, da ich mich lieber auf dem Verdeck umhertreibe, als mich im Kartenspiel blamiren zu lassen, worin ich nun einmal absonderlich bornirt bin. – Als ich Abends in meine Koje steigen wollte, sah ich zu meinem Entsetzen, daß Herz's reudiger Stachelpinscher, Schutz vor der Kälte suchend, sich bereits sehr behaglich darin etablirt hatte. Wäre ich nicht vor Wuth blind gewesen, so hätte ich ihn gewiß todtgeschlagen, so aber rannte er mir zwischen den Beinen durch, zur Thür hinaus, und wie ich ihm einen energischen Fußtritt nachschicken wollte, stieß ich mit dem großen Zehen dermaßen gegen das Rosinenfaß, daß ich alle Engel im Himmel pfeifen hörte. Kaum hatte ich mich etwas beruhigt, und erwartete mit geschlossenen Augen den Schlaf, als ein diabolischer Sturm losbrach. Alles flog in meiner engen Behausung wild umher! Flaschen, Bücher, Koffer und Kleider polterten und



lärmten durcheinander, und ich flog auf meiner harten Heumaträtze herum, daß an schlafen nicht zu denken war, und ich mich freute, als endlich der Tag anbrach! – Eine Menge von Seevögeln umschwärmten das Schiff. Ein 8 Spannen breiter Sturmvogel wurde mit der Angel gefangen. Ich gratulirte schon dem Detmolder Museum zu einer hübschen Acquisition, als der Steuermann ihn zu sich nahm, und wieder fliegen ließ. „Wir kriegen sonst keinen guten Wind!“ sagte er. O sancta simplicitas! – Abends. Im Lauf des Nachmittags sind 6 Albatrosse gefangen. Den ersten brachte ich mit Gewalt und Schmeichelei sogleich in meiner Koje in Sicherheit, und bin bis zum Dunkelwerden beschäftigt gewesen, ihn abzubalgen, was bei Sturm wahrhaftig kein Spaß ist; denn außerdem daß man fortwährend balanciren muß, um sich aufrecht zu erhalten und nicht in's Messer zu rennen, wird man auch noch von Sturzwellen durchnäßt. Ich hoffe trotzdem, daß der Dr. Weerth mit meiner Leistung zufrieden sein wird. Es ist ein herrlicher Vogel und mißt mit ausgebreiteten Flügeln wenigstens 8–10 Fuß. So stolz die Thiere im Fluge aussehen, so tappig sind sie im Sitzen. Ohne die ungeheuern Flügel gebrauchen zu können, sitzen sie hilflos auf dem Verdeck, fallen bei jeder Schwankung des Schiffs auf die Nase, und beißen dummdreist um sich, wenn ihnen Jemand zu nahe kommt. Wenn sie auf dem Wasser schwimmen, können sie sich nur mit großer Schwierigkeit wieder erheben, sie warten bis sie auf der

Spitze einer gehörig großen Welle sind, und laufen dann so schnell als möglich mit ihren breiten Patschen daran herum, indem sie heftig mit den Flügeln schlagen, und so wieder in's Fliegen kommen. Zwei ließ man wieder fliegen, einen hat sich Dr. Wunsch genommen, einen der Bootsmann, den ich auch zu acquiriren denke, und einen haben die Matrosen verstümmelt. Diese Vögel sind dumm und gefräßig. Die Matrosen machen sich mit ihnen ein eigenes Plaisir. Sie knüpfen an jedes Ende eines kurzen Bindfadens ein Stück Speck. Ein Albatros verschlingt den einen Bissen und während er damit beschäftigt ist ihn herunterzuschlucken, kommt ein anderer, und verschlingt den andern Bissen. Dadurch wird dem ersten der Speck wieder aus dem Halse gezogen. Er wehrt sich aber und wenn der zweite sein Stück in Sicherheit zu haben glaubt, holt's ihm der erste wieder heraus. Der eine gönnt dem andern den Bissen nicht, und so balgen sie sich unermüdlich herum, bis sie am Ende in der Ferne verschwinden.

DEN 3<sup>ten</sup> DECEMBER. Vaters Geburtstag! Meine Seele soll heute einen heimathlichen Erinnerungsfesttag haben! Es ist 11 Uhr, daheim bereits 1 $\frac{1}{2}$ . Die ganze Familie sitzt guter Dinge beim Geburtstagsschmauß. Ich hole Rothwein hervor, fülle meinen silbernen Becher, und nach N.N.W. gewandt, stoße ich in Gedanken mit Dir an auf ein frohes Wiedersehen! – Gestern Abend hatte ich mich beim Capitain genau nach dem Unterschiede unserer Zeitrechnung erkundigt, und wachte, wie ich gewollt hatte,

heute Morgen gleich nach 5 Uhr auf, d. h. zur rechten Zeit, um bei Dir zu sein, wenn Du kurz vor 8 Uhr, ehe Gerbes die schreckliche Glocke des Musenzwingers schwingt, heruntersteigst in den festlichen Kreis Deiner Kinder. Ich schlief dann wieder ein, träumte, ich wäre in Deiner Stube, Du säßest am Fenster in Deinem alten Lehnstuhl, mit Pfeife und Schlafrock, und ich läge auf Deinem dito mit Sprungfedern, neben Deinem Sopha, und erzählte Dir von meiner Seereise. Nachmittags: Mein Geburtstagsschmauß bestand aus Bohnensuppe und Salzfleisch, aber die Schwankung war so heillos, daß man nur mit der größten Schwierigkeit seinen Löffel zum Munde führen konnte. Den Teller in der Hand klemmt man sich so gut wie möglich mit den Knien unter dem Tische fest. Nichtsdestoweniger rutscht man oft seinem Nebenmanne auf den Leib, und schüttet dabei trotz alles Balancirens den Inhalt des Tellers über ihn aus. Die Schüsseln und Gläser flogen aus dem Eßrahmen heraus, und eilen mit Locomotivengeschwindigkeit quer über den Tisch weg. Alle springen auf, greifen zu, verlieren die Balance und stürzen übereinander! – „Wer nie sein Brodt im Wackeln aß, – wer nie in kummervollen Nächten auf seinem Lager seekrank saß, – der kennt euch nicht ihr himmlisch hohen Mächte!“ – Anfangs war ich boshaft; – als aber Alle boshaft wurden und schimpften, habe ich Thränen gelacht! Denke Dir einmal, der Boden unsrer Eßstube finge an, mit dem ganzen Familienmittagstische auf und nieder zu

schwanken, dermaßen daß in dem einen Augenblicke die vordere Seite des Fußbodens, in dem andern Augenblicke die hintere Seite bis unter die Decke fliegt; und Du hast eine Vorstellung unserer Mittagsfreuden. –

DEN 4<sup>ten</sup> DECBER. Der Sturm treibt uns immer weiter nach S. O. Dabei ist es schon empfindlich kalt, da wir jetzt den Wind aus erster Hand vom Eismeer kriegen. Die Nacht habe ich wenig geschlafen, denn auf meinem harten Kissen wurde ich herumgeworfen, wie auf einer Holzpritsche.

DEN 5<sup>ten</sup> DECBER. Immer Sturm aus S. O. In der Frühe passirte ein Schiff vom Cap Horn kommend mit zerbrochenen Masten. Alle Seeleute haben einen merkwürdigen Respekt vor diesem ominösen Cap. Der Capitain versichert, er würde gern 100 rtr. geben, wenn er so hoch an der Westküste wäre, wie jetzt an der Ostküste.

DEN 6<sup>ten</sup> DECBER. Sonniges Wetter, starker aber günstiger Wind. – Den kleinen blonden Stewart, der Dir schon in Bremerhafen gefiel, habe ich heute aus einer 8tägigen Cur entlassen. Er hatte früher Nachts auf Deck geschlafen, war dabei von Regen durchnäßt worden, und hatte sich dabei ein rheumatisches Fieber zugezogen. Der arme Junge hat einen schweren Posten, und es mochte ihm wohl behagen, daß er einige Tage in seiner trocknen, warmen Koje im Zwischendeck liegen durfte, wo er beizu Unterhaltung genug hatte. Je mehr sein ursprüngliches Uebel schwand, desto mehr stellten sich andere räthselhafte

Symptome ein, mit denen er das ganze Zwischendeck in Allarm setzte, so daß Viele meinten, es würde mit dem armen Jungen bald zu Ende gehen. Alle paar Stunden krümmte er sich wie ein Wurm unter den gräßlichsten Kolikschmerzen, oder röchelte wie ein Asthmatischer. In den Zwischenzeiten war er gesund wie ein Fisch. Dr. Wunsch, Richter und der Apotheker stellten mir dringend vor, eine entscheidende Cur einzuschlagen, und machten auch den Capitain bange. Ich hielt von Anfang an die Symptome für mehr oder weniger simulirt, drückte aber ein Auge zu, um den Jungen ein Paar Tage Ruhe zu gönnen. Als aber Wunsch, Richter und der Capitain immer besorgter wurden, mußte ich der Geschichte ein Ende machen. Patient klagte, daß er vorzüglich Nachts von den heftigsten asthmatischen Anfällen heimgesucht würde, die ihn keine Stunde ruhig schlafen ließen. Ich legte nun meinen Apotheker auf die Lauer, der mir Morgens berichtete, daß die Nacht ruhig verflossen sei. Als ich aber den Jungen fragte, ob er die Nacht gut geschlafen habe, machte er ein sehr jämmerliches Gesicht und klagte, daß die Anfälle noch nie so entsetzlich gewesen seien. Ich sagte ihm, daß die vorhergehenden dann wohl sehr wenig bösariger Natur gewesen sein müßten, und am andern Morgen war er wieder in Thätigkeit! – Meine Praxis blüht übrigens sehr auf dem Schiff, was vorzüglich Wunsch nicht zu gefallen scheint. Aus den Zähnen, die ich ausgerissen habe, könnte ich schon ein recht hübsches Bracelet

für Alma machen lassen. – Seit dem 2<sup>ten</sup> Decbr, wo wir einen so ergiebigen Fang machten, haben sich keine Albatrosse mehr gezeigt. Ich habe den meinigen abgebalgt, provisorisch ausgestopft, in ein altes Bettuch genäht und im Raume unter der Decke aufgehängt.

DEN 7<sup>ten</sup> DECBER. Heftigen Sturm aus S.W. Das Schiff treibt wieder mit dichtgerefftem Marssegel vor dem Winde.

DEN 8<sup>ten</sup> DECBER. Elfster Sonntag an Bord. Vorgestern ist das zweite Schwein geschlachtet. Heute Mittag war Gottlob! der Ocean wieder friedlich genug, um unsern Sonntagsbraten in Ruhe verzehren zu können, ohne in beständiger Angst zu schweben, den Nachbarn mit der Gabel aufzuspießen. Nach Tisch brach der Sturm wieder los.

DEN 10<sup>ten</sup> DECBER. Ein warmer Nachmittag und ein herrlicher Abend. Zum ersten Male habe ich auf dem Meere einen Sonnenuntergang bei wolkenlosem Himmel gesehen. Leuchtend und zitternd lag die Sonnenscheibe auf dem Wasserspiegel, ehe sie verschwand, und warf ein glänzendes, verschwimmendes Lichtmeer in den stillen blauen Abendhimmel. Tiefer und tiefer stieg sie am Horizonte nieder, tauchte noch einmal leuchtend auf, als eine Welle uns empor hob, und versank.

DEN 13<sup>ten</sup> DECBER. Seit 3 Tagen haben wir fast beständig conträren Wind mit Sturm untermischt, wir segeln hin und her und kommen nicht weiter. Die Wellen sind hier länger, mächtiger und schäumender als ich sie bis

jetzt gesehen habe. Am Cap Horn „steht immer eine hohe See“ sagen die Seeleute. Die Wellen zischen beständig über Bord, und wenn man sich einige Zeit auf Deck herumtreibt, so kann man sicher sein durchgewaschen zu werden. Mancher Guß ist schon durch die zerbrochene Fensterscheibe in unsere Koje geflogen, so daß der Hausverwalter Jesper sie mit einer hölzernen Klappe hat verbessern müssen. – Essen ist zu einer förmlichen Turnübung geworden. Das Schiff wackelt wie betrunken, und wir wackeln wie betrunken auf dem betrunkenen Schiffe umher, doch *Aequam memento rebus in arduis servare mentem!* – Gestern Nacht wachte ich auf von einer Selterwasserkrucke, die auf dem Boden hin und her rollte. Ich wartete bis sie in die Nähe meiner Koje kam, griff in die Dunkelheit hinein und erwischte sie glücklich. Wie ich noch damit beschäftigt bin, sie in der Nähe unterzubringen, hörte ich etwas leise an der Thür arbeiten. (Durch eine Bindfadenschlinge hängen wir sie Nachts immer zu.) Dann wurde etwas zwischen Wand und Thür durchgedrängt und der Bindfaden abgeschnitten! Eine dunkle Gestalt schlich herein. Ich wartete gespannt der Dinge, die da kommen sollten! Der Finsterling erbrach vorsichtig das Zuckerfaß und sackte eine Quantität ein. Ich rief. Es war der Obersteuermann, der sehr desappointirt schien über seine Ertappung, und mich einlud, ein Glas Grog mit ihm zu trinken, die Nacht sei so kalt! – Eine große Menge kleiner Seevögel umschwärmt das Schiff, auch einige Albat

troße haben sich wieder gezeigt, doch ist Nichts gefangen. In der Nähe des Landes sind die Seevögel nicht so hungrig und lassen sich schwer fangen. Meine Promenaden auf dem Quarterdeck habe ich einstellen müssen. Man wechselt dabei mit Balanciren, Stürzen und Spritzwellen ab, kann auch die gute Gelegenheit benutzen, über Bord zu fliegen, da unser Hinterdeck keine andere Brustwehr hat, als eine Eisenstange, die rund herumläuft. Bei diesem abscheulichen Wetter muß man sich so gut wie möglich in eine Ecke der Kajüte festklammern, wo man liest, so lange es hell ist. Abends hat das seine großen Schwierigkeiten, denn wir bekommen in die Kajüte nur ein Licht geliefert, und wenn man auch am Ende so glücklich gewesen ist, in den Kreis derer zu schlüpfen, die sich um das Licht herumgekauert haben, so wackelt man doch dermaßen hin und her, daß man die errungene Position bald wieder aufgibt. Ich habe das Glück gehabt  $\frac{1}{2}$  Dutzend Stearinlichter zu kaufen, so daß ich Abends in meiner Koje (die ich jetzt meist nur zur Zeit der Fütterung verlasse) lesen kann. Du wirst Dich gewundert haben, daß von meiner Guitarre noch gar nicht die Rede gewesen ist. Ich muß leider gestehn, daß ich sie noch nicht in der Hand gehabt habe. Die einzige musicalische Unterhaltung ist Abends nach dem Thee, wenn das Wetter günstig ist. Richter und ich müssen dann auf dem Hinterdeck Studentenlieder vortragen, und das Publicum aus der ersten und zweiten Kajüte bildet Chorus. Die Trompeten,

Flöten, Geigen und Harmonika, Uebungen sind längst eingestellt, da sie jedesmal stürmische Protestationen hervorriefen. – Die obersten „Stängen“ der Masten sind abgenommen, da sie am Cap leicht weggeblasen werden könnten.

DEN 18<sup>ten</sup> DECEMBER. Gestern und heute köstliches Wetter und günstiger Wind. Die frische, erquickende Luft, die milde Wärme der Sonne, der reine hellblaue Himmel erinnert mich lebhaft an den „Altenweibersommer“ der Heimath.

Die tiefblaue See leuchtet wundervoll wie ein tiefes blaues Auge. Vergangene Nacht stürmte es dermaßen, daß ich keinen Augenblick geschlafen habe. Morgens, als ich mich anschickte, die Hose anzuziehen, machte das Schiff plötzlich eine so maliciöse Schwenkung, daß ich urplötzlich gegen und durch die Thür flog, und durch die Antichambre bis hinten in die Kojen der Steuerleute. Wie aus einer Kanone geschossen stürzte ich gegen den Obersteuermann, der arglos auf seiner Kiste saß und mit seiner Toilette beschäftigt war. Entsetzt über meine koboldartige Erscheinung fiel er hinten über und kehrte die Beine in die Luft. Ich schlug fallend mit dem Kopfe gegen seine Kiste, daß ich meinte, mein Ohr müßte zerquetscht sein wie Apfelmuß. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß ich noch heil geblieben war, lachten wir zusammen ein herzliches Duo. Heute Nachmittag mußten wir die Falklands-Inseln zu sehen bekommen. Wir lugten ver-

gebens bis Sonnenuntergang aus und hatten schon die Hoffnung aufgegeben, als plötzlich ein Matrose im Mast: „Land, Land!“ rief; – und in langem Echo scholl es weiter durch's ganze Schiff aus jedem Munde: „Land, Land!“ – Lange suchte ich es vergebens, bis mir endlich am Horizont ein schwacher, flacher Schatten gezeigt wurde. – Gott, wie mager!

DEN 19<sup>ten</sup> DECEMBER. Ich habe eben eine Kaffeegesellschaft gegeben. Jesper hatte mehrere Flaschen Regenwasser eingefangen, ich tauschte von Herz Kaffee gegen Thee ein, und eine Maschine wurde von Lotten geliehen. Ich habe mir nie denken können, daß Menschen in einer Atmosphäre vegetiren könnten, in der wir zugebracht haben, und zwar sehr gemüthlich. Der Apotheker saß auf dem Rosinenfaß, Richter auf einem Feldstuhl, Fischer auf meinem Koffer, Jesper lag in seiner Kojen und ich saß auf meinem Incomparable. Der Kaffee war deliciös! – Seit 3 Monaten habe ich keinen Nachmittagskaffee getrunken! – Unsinn's halber wurden Fenster und Thüren geschlossen und Taback gequalmt, daß man kaum seinem Nachbarn ins Gesicht sehen konnte. Schließlich war's denn doch nicht mehr auszuhalten. Als wir die Thür aufmachten, wälzte sich eine solche Rauchwolke hinaus, daß einige Matrosen herbeiliefen und meinten Hotel Kieckebusch stände in Flammen.

DEN 21<sup>sten</sup> DECEMBER. Heute Morgen ist der erste Schnee gefallen. Wie die weißen Flocken vor meinem engen Fen-

ster tanzten in stiller Lebendigkeit und die Matrosen draußen durch das dichte Schneegestöber hin- und herliefen, beschlich mich eine herzliche Gemüthlichkeit. Alte Erinnerungen vergangener Warmerofenfreuden und Weihnachtsphantasien der Jugend tauchten in mir auf, und es war mir, als hörte ich in der Ferne einen schreienden Kinderchor: „Einmal werden wir noch wach, heisa, dann ist Weihnachtstag! Wißt ihr noch wie vor'ges Jahr –“. Ach ja weißt Du noch – weißt Du noch Theodor! – Ich streckte mich in meinen guten Stuhl, legte die Beine auf den Tisch, steckte die Hände in die Hosentasche, die Cigarre in den Mund, und schaute unverwandt hinauf nach dem väterlichen Hause, das nun auch umwirbelt wird von gemüthlichem Schneegestöber. – Jesper kochte Wasser auf seiner Kaffeemaschine zu einem festlichen Morgen-Grog, das singende Wasser war ein allerliebtestes Accompagnement zu den tanzenden Schneeflocken – meine Gefühle überwältigten mich, ich fing an zu singen: „O Dannebohm, o Dannebohm, wie grün sind deine Blätter!“ – Jesper wurde auch gerührt von dem Ausdruck meines Liedes und sang schüchtern und andächtig die zweite Stimme, wobei er mehr guten Willen als musicalisches Gehör verrieth! –

Wir haben heute den längsten Sommertag, zugleich sind wir auf dem südlichsten Punkte unserer Fahrt angekommen 58° 24 Min. südl. Breite. 10,000 englische Meilen von der Heimath. Ich muß mich oft besinnen, daß die

Entfernung so ungeheuer ist. Wie sollte man dessen auch deutlich bewußt werden, da man doch scheinbar immer mitten in demselben öden Wasserkreise bleibt. Die Sonne geht jetzt erst um 9 Uhr unter, und während der ganzen Nacht sieht man am westlichen Horizonte einen rothen Streifen, der vom Abendroth hängen bleibt.

DEN 22<sup>sten</sup> DECBR. Wunderschönes, winterliches Sonntagswetter und Windstille. Windstille am Cap Horn! – Es klingt fast lächerlich, wenn ich bedenke, welche grausige Beschreibungen mir von dieser gefährlichsten aller gefährlichen Passagen entworfen sind. Doch die Seeleute hören's nicht gern, wenn wir naseweisen Landratten darüber spotten und sie sagen, mancher Capitain kehre von der Westküste lieber auf weitem Umwege um's Cap der guten Hoffnung nach Europa zurück, um nur das Cap Horn (die Charybdis unserer Zeit) zu vermeiden. Im Winter mag allerdings die Passage unangenehm genug sein, wo man nur wenig Stunden Tag hat, und sich auf dem Schiff nicht schützen kann gegen die eisige Kälte. Der Capitain erzählte mir, als er das letzte Mal in Rio gelegen habe, seien in kurzer Zeit 12 Schiffe mit zerbrochenen Masten vom Cap Horn eingelaufen.

DEN 23<sup>sten</sup> DECBER. Herz, der industrielle Viehzüchter hat in seiner Koje (vgl. S. 44. No. 9 des Plans) einen Kaffeeschank angelegt. Beim letzten Regen hat er zu diesem Zwecke mit seinem Gärtner Wasser eingefangen. Kaffeemaschine besitzt er selbst, sowie Zucker und ge-

mahlenen Kaffee in enormer Quantität. Für 5 Cent kann man Nachmittags eine Tasse ganz erträglichen Kaffee bei ihm trinken (natürlich Alles auf Pump!). Seit 3 Tagen ist nun die neue Kaffeekneipe nach Tisch von durstigen Gästen belagert, doch ist die Koje so klein, daß 2 Menschen zu gleicher Zeit sich kaum darin umdrehen können, und bei den Schwankungen des Schiffs segelt oft die Kaffeemaschine mit Spirituslampe und allem Zubehör von der kleinen Komode, wodurch jedesmal eine höchst ergötzliche Verwirrung entsteht. Dazu ist unglücklicher Weise die Kaffeemaschine so klein, daß immer nur 2 Tassen gemacht werden können, um die sich jedesmal ein heftiger Kampf entspinnt, bei dem gewöhnlich die Hälfte verschüttet wird. Heute Nachmittag saß Knobel an seiner Maschine, vor ihm auf dem Fußboden der Schwede Karlson, erwartungsvoll, in der untern Koje kauerten Dr. Richter und Schönfeld, jeder mit einem Krüge Kaffee zwischen den Knien, und ich lag sehr behaglich in der oberen Koje mit meiner Portion und beschaute die Scene aus der Vogelperspective. Als wieder eine Quantität fertig war, ließ Knobel durch den Stewart Matthäi aus der Kajüte rufen, der die nächste Tasse bestellt hatte. Der Junge hatte aber aus Mißverständniß die ganze Gesellschaft in der Kajüte zum Kaffee eingeladen und so kam denn alsbald die ganze Horde heran, und verlangte Kaffee! Man suchte sie so gut wie möglich fern zu halten, erst durch Redensarten, dann durch Malicen, endlich durch

Manipulationen, und schließlich als die Eindringlinge unverschämter wurden, jagten wir durch einen plötzlichen Ausfall den Feind zurück, und schlossen die Thür zu. Draußen pochten und lachten, tobten und schrieten sie durcheinander. Eben war ich wieder siegesstolz in meine Koje geklettert, als ich zu meinem Schrecken bemerkte, daß durch alle Ritzen der Thür dicke Rauchwolken eindringen. Immer dicker, immer beängstigender wurde die Atmosphäre, es wurde uns Allen viel weniger gemüthlich zu Sinne, als den Männern im feurigen Ofen. Der Schwede wollte die Thür öffnen, – sie war verrammelt! Draußen ein teuflisches Hohngelächter! Die Kajüte erhält Licht von oben durch ein fußlanges, 2 Zoll breites dickes Glas. Plötzlich verfinsterte sich dieses! Mit indianischer Bosheit war Einer hingelaufen und hatte sich darauf gestellt. Es war Nacht und die Luft erstickend. Verzweiflungsvoll stürzte ich mich aus meiner Koje herunter, fiel dabei über Richter und Schönfeld her, trat den Schweden und warf verschiedene Utensilien der Kaffeemaschine um. Glücklicherweise faßte ich die Thürklinke und nach einigen krampfhaften Anstrengungen riß ich mit Hülfe des Schweden die Thür auf und stürzte hinaus. Wir waren in der That ziemlich blaß geworden. Unsere Feinde hatten ihre brennenden Pfeifenköpfe aus den Pfeifen genommen, das spitze Ende an die Thürritze gelegt und mit dem Munde in das dicke Ende geblasen – mit solch teuflischer Consequenz, daß die Luft in wenig Augenblicken gräulich verpestet war.

DEN 25<sup>ten</sup> DECBER. Ich feiere für dieß Mal das Weihnachtsfest im Sommer und den Weihnachtsabend muß ich auf Nachmittags 2 Uhr verlegen, denn Ihr seid uns um 5 Stunden voraus. Es ist eine tolle Wirthschaft mit dieser Zeitrechnungsconfusion und Collision! Ich wollte aber doch so gut wie möglich Eure Weihnachtsfreuden mitmachen, und da ich mir dachte, daß gegen 7 Uhr daheim wohl der Lichterbaum brennen würde und die Kinder jubeln, so mußte meine Feier um 2 Uhr Nachmittags beginnen. Demnach begab ich mich nach Tisch in meine Stube, wo Jesper zur Feier des Tages aus meiner Chokolade ein anmuthiges Getränk bewerkstelligt hatte, das wir behaglich bei Heimathserinnerungen und Weihnachtsgesprächen zusammen verschlürften. Doch während einem die Mittagssonne über dem Kopfe steht, kann sich die Phantasie nicht leicht in einen heimischen Winterabend hineinleben; ich streckte mich also in meine Koje, schloß die Augen, – und nun ging's vortrefflich. Meine Seele wurde heimathlich, weihnachtlich und winterlich comme il faut; – ich sah auf den Straßen den wirbelnden Schnee, aus den dunklen Häusern die hellen, festlichen Bäume glänzen, ich hörte den Jubel in uns'rem Hause, ich hörte wie Ihr nach Louis und mir fraget! – Jesper hatte sich die Mühe gegeben, einen Weihnachtsbaum zu fabriciren. In einen Tannenstock hatte er kreuzweis Stäbchen befestigt und den Stock in ein Brett festgestellt. Dieses trockne Gebäude war mit Wachslichtern,

Rosinen und getrockneten Aepfeln und Pflaumen reichlich ausgestattet. Abends nach dem Thee brannte unser Weihnachtsbaum in des Capitains Kajüte, und Alle hatten eine kindliche Freude daran. Wie wir unseren Weihnachtsabend feierten, da war bei Euch schon der folgende Tag angebrochen und Du längst in tiefer Ruh; – vielleicht warst Du im Traume bei mir auf dem einsamen Ocean; wenigstens haben mir den ganzen Abend die Ohren geklungen.

DEN 28<sup>ten</sup> DECBER. Nachdem wir uns einige Zeit in Regen und Sonnenschein, Sturm und Windstille am Cap Horn herumgetrieben haben, sind wir endlich heute um die Ecke gegangen, und befinden uns in diesem Augenblicke, Mittags 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr, wo gerade die Glocke zum verpönten Freitagsmittagssessen ruft (Syrupsuppe u. Stockfisch) der kleinen Insel Diego Ramirez gegenüber. Unser Beckerath schwimmt in den stillen Ocean hinein, und wenn ihm Neptun einen kräftigen Fußtritt giebt, können wir in 8 Tagen nach Valparaiso fliegen. Oh, wie freue ich mich auf Briefe und Zeitungen. – Doch nein, nur auf die Briefe, was könnten die Zeitungen Gutes bringen? Die deutsche Politik ist ein Labyrinth, aus dem kein Theseus einen glücklichen Ausgang finden würde.

DEN 31<sup>ten</sup> DECBER. Seit 3 Tagen bin ich unwohl, Fieber, Appetitlosigkeit, ziehende Schmerzen, Schlaflosigkeit, Verstimmung. Heute Nachmittag habe ich mich zum ersten Male wieder nach dem Winde erkundigt, und das



will viel sagen, denn der Wind bildet seit einiger Zeit den Mittelpunkt aller Unterhaltung. Ungeduld hat sich der meisten Gemüther bemächtigt. Seit geraumer Zeit rechnet man schon die Tage bis Valparaiso aus, doch macht der Wind uns immer wieder einen Strich durch die Rechnung. Wird man erst ungeduldig, so wird das Leben auf dem Schiffe unerträglich, ich warte deshalb möglichst geduldig der Dinge, die da kommen sollen. Während der letzten 3 Tage hat mich Deine Chokolade sehr erquickt. Jesper kocht sie vortrefflich und 1 Tasse täglich macht fast meine einzige Nahrung aus. – Oft wund're ich mich, wie man zur See nach und nach so gleichgültig gegen die Schrecken des Meers wird. Unbefangen schaut man in die verschlossene Tiefe, und lebt sich allmählig so in das neue Element hinein, daß es mir nun ganz natürlich scheint, wie ein sonst so verständiger Mann wie Petrus einst auf den Gedanken kam, auf dem Meere spazieren zu gehen! Diese Gleichgültigkeit gegen das feindliche Element wächst (bei mir wenigstens) wenn man sich körperlich unwohl fühlt; es kehrt dann ein Anflug jenes Seekrankheitsstumpfsinns zurück, in dem man sich mit Gleichgültigkeit hätte über Bord werfen lassen! – Fast täglich sehen wir Wallfische mehr oder weniger in der Nähe. Vögel zeigen sich weniger als ich am Cap erwartet hatte. Außer einer Cap-Taube, die bald wieder durchging, ist nichts gefangen. – Abends. Es ist wenige Minuten vor Neujahr! Ich sitze in meiner traulichen Koje allein als Pa-

tient, und werde gleich zum Neujahrstoast in die Kajüte hinuntersteigen. Eben singen sie da unten: „O sanctissima“ etc. und da alle Thüren wegen der Kälte zugemacht sind, so klingt es aus der Ferne, wie ein Kirchengesang, wenn man im Stande ist dabei das Meer, die dampfenden Bowlen und die schmauchenden Goldkrabber zu vergessen. – Ich habe heute Nachmittag viel an Euch gedacht, zur Zeit wo Ihr daheim Neujahr feiertet. Wie habt Ihr gefeiert? Wart Ihr auf dem Balle, oder saßt Ihr zu Haus beim warmen Ofen, oder gingst Du allein auf Deiner Stube (wie ich mir Dich so gut denken kann) und dachtest an Deinen Sohn, und suchten Deine Gedanken uns auf dem einsamen Meere, – dann sind sich die unsrigen auf halbem Wege begegnet! – Heute am Neujahrabend sind wir gerade 100 Tage in See!

NEUJAHRSMORGEN. Das neue Jahr beginnt höchst unerschreulich für mich! Ich wachte mit einem diabolischen Kopfwiehe auf, als hätte sich auf mich allein der ganze Sylvesterkätzengjammer des Schiffs geworfen, und doch habe ich kein Viertelglas Wein getrunken, und dieß nur, um nicht anzustoßen, oder vielmehr um anzustoßen, denn wenn ich nicht angestoßen hätte, so hätte ich angestoßen. – Ich schlich bald wieder aus dem etwas angerauschten Kreise der „Palster“ (in Bremerhafens terminus technicus für Auswanderer) nach Haus, herzlich vergnügt, ein eignes ruhiges Nest zu besitzen. Um 1 Uhr legte ich mich nieder (daheim trankt Ihr zur selben Zeit Euren Morgen-

kaffee) und schlief mit einigen frommen Heimathsgedanken ein. Doch aus meinem besten Schlafe wurde ich plötzlich durch einen furchtbaren Knall aufgeschreckt, daß ich in die Höhe flog und Gedanken von Stranden, Auffliegen, Todtschießen mir durch den Kopf fuhren. Als ich zu Verstande kam, konnte ich mir die Sache unschuldiger erklären. Zur Neujahrsfeier hatten einige Matrosen und Zwischendeckspassagiere ihre Feuerwaffen in Thätigkeit gesetzt, vielleicht zu Ehren des Capitains, der neben mir logirt, hatten sie in dem kleinen Gange, der außen, neben meiner Koje, vorbeigeht, eine volle Salve gegeben, und dadurch diesen hirnerschütternden Lärm hervorgebracht. Der Capitain verbat sich nach dieser Explosion alle ferneren Schießübungen und ich hatte nun Ruhe.

Abends. Von Neuhaus, der in Champagner „macht“, ist vor einiger Zeit 1 Dutzend Flaschen von der Kajütsgesellschaft erhandelt worden. Sechs wurden beim Weihnachtsdiner ausgetrunken und sechs heute Mittag. Unser Capitain ist für einen Schiffscapitain merkwürdig mäßig, doch hat er eine Liebhaberei für Champagner. Die 5 oder 6 Glas, die auf sein Theil fielen, illuminirten ihn einigermaßen, so daß er nach Tisch in eine ausgelassene Fröhlichkeit gerieth. Alle 2 Tage bekommt Jeder bei Tisch 1 Flasche Wein, doch ist dieser Wein so jämmerlich schlecht, daß er meist zu milden Gaben für Richter und andere durstige Zwischendeckspassagiere verwandt wird. Heute hatten wir wieder volle Flaschen bekommen. Der

Capitain gerieth in ein kleines Disput mit Herz, der ihn dermaßen foppte, daß der Capitain in seiner Verzweiflung zu seiner Flasche griff und dem Herz daraus einen Strahl Wein ins Gesicht schleuderte. Dieser griff nun sofort auch zu seiner Flasche und spritzte wieder, wobei natürlich seine Nachbarn nicht verschont blieben. Diese revanchirten sich, – und kurz und gut in wenigen Secunden war am ganzen Tische der Kampf entbrannt. Der Wein wurde in Fluthen vergeudet, Kleider und Haare triefend, der Fußboden schwimmend und dabei ein unauslöschliches Gelächter. Plötzlich erschien der Apotheker verlegen auf der Kajüstreppe, um mir von einem Kranken zu rapportiren. „Halt den Apotheker“, rief der Capitain „er ist krank und muß Medicin haben“. Er ergriff ihn, fühlte ihm den Puls, ließ sich einen ungeheuern Trichter bringen, – der Apotheker mußte sich setzen, und ehe der arme Teufel noch recht wußte, was mit ihm geschehen sollte, hatte er die Spitze des Trichters im Munde und so wurde ihm der Rest des Tischweins mit einer rapiden Schnelligkeit eingefloßt. Als der gemißbrauchte Apotheker – ganz blau im Gesichte – wieder zu sich selbst gekommen war, stotterte er lächelnd: „Nun wissen’s“ (so beginnt er jeden Satz) – „Nun wissen’s, das ist mir noch nicht vorgekommen, daß Einem der Wein mit Gewalt aufgedrungen wird.“

DEN 2<sup>ten</sup> JAN. Durch Tinct. rhei vin. und hartnäckiges Spazierengehen oder vielmehr Balanciren auf dem Hinter-

deck (denn das Schiff wackelt sehr) habe ich mich wieder ziemlich erholt. Um bei starkem Winde auf dem Verdeck zu promeniren, muß man schon Seebeine haben, d. h. ein kurzes und ein langes. Stellt man sich mit gespreitzten Beinen auf das schiefliegende, schwankende Verdeck, so kommt man unwiderstehlich in's Fallen, und kann sich gefährlich beschädigen. Bei Seeleuten nimmt das Becken allmählig solch' eine Verschiebbarkeit an, daß sie zu ihrer eigenen Verwunderung das eine Bein scheinbar bedeutend verlängern können, während sie das andere scheinbar einziehen und auf diese Weise' sich auf der geneigten Ebene im Stehen erhalten.

DEN 3<sup>ten</sup> JANUAR. Der Wind, der seit einigen Tagen ausgezeichnet war, ist nördlich gegangen, und treibt uns gegen die Küste, so daß der Capitain wenden lassen will. Wir fahren dann wieder nach S. W. Jeder Seemann würde Dir nun sagen können, daß der Wind dann nothwendiger Weise aus W. N. W. wehen müßte, indem man „6 Strich bei dem Winde fahren kann“. Ich muß das näher erklären. Die Windrose ist in 32 Striche getheilt, so daß also jedes Viertel derselben in 8 Theile zerfällt. Nehmen wir an, der Wind wehe aus N., so kann man damit das Schiff nordöstlich und auch nordwestlich treiben lassen, und zwar genau 6 Striche von N. entfernt, d. h. westnordwestlich oder ostnordöstlich. — Heute ist wieder ein Schweinsfisch erlegt. In der letzten Zeit haben die Matrosen viele mit der Harpune angeschossen, doch die Har-

punen sind so schlecht, daß die Fische mit zerrissenen Leibern immer wieder herunter fielen und dann von ihren Kameraden nachträglich verspeis't wurden. Man kann nichts Malerischeres sehen, als unsern hübschen, kräftigen Bootsmann, wenn er auf der äußersten Spitze des Bugspriets, auf einer dünnen Kette steht, die lange Harpune in den Händen, herunterspähend in die schäumenden, hochaufspritzenden Wellen.

DEN 10<sup>ten</sup> JAN.: In den letzten Tagen habe ich mein Tagebuch ganz vergessen.

Das Dolce far niente beherrschte mich vollständig! Beim herrlichsten Winde schwimmen wir dem nahen Ziele gemächlich zu, vielleicht schon morgen früh sehen wir die Schneegipfel des Accuragua und Tupungato am Horizonte auftauchen. Eine fröhliche Aufregung hat sich aller Gemüther bemächtigt; man liegt im Sonnenschein auf dem Deck umher, und die Unterhaltung ist so lebendig und harmlos, wie sie lange nicht gewesen ist. Meine einzige Beschäftigung in den letzten Tagen hat sich darauf beschränkt, die Böte die uns ans Land setzen sollen, neu anstreichen zu helfen. So habe ich denn bald das Ende der langen Seereise erreicht — diese Reise, für die ich mich auf Schrecknisse und Widerwärtigkeiten aller Art vorbereitet hatte, vorbereitet auf herzerreißendes Heimweh, auf trostlose Apathie, auf Stranden und Feuersbrunst, auf Ungeziefer und Korsaren, unter dem Aequator auf den Sonnenstich, am Cap auf's Erfrieren, — und statt

Alles dessen erinnere ich mich mit Vergnügen der langen Seefahrt, die in ihrer Einförmigkeit hinter mir liegt wie ein gemüthlicher Traum. Wenn ich nicht redlich Tagebuch geführt hätte, ich würde mich kaum noch auf die Einzelheiten besinnen können. „Wir können uns nicht mehr darauf besinnen, dideldum, dideldum, dideldum; es ist schon lange her, das freut uns um so mehr!“

DEN 14<sup>ten</sup> JAN.: Seit 2 Tagen sind wir im Nebel auf der Höhe von Valparaiso herumgekreuzt. Heute Morgen zerging der Nebel, und plötzlich jubelte es am Bugspriet „Land! Land!“ Die ganze Schiffsbevölkerung kam in Bewegung. Der alte Hunnaeus, der sich von unserm schwedischen, philosophirenden Friseur eben die Haare schneiden ließ, stürzte halbgeschoren, in ein weißes Handtuch gehüllt, aus der Kajüte, hinter ihm her Lotten, der sich gerade rasirt hatte, das Gesicht voll Seife, das Rasirmesser in der Hand, und mit ihm Richter und Schönfeld, eifrig kauend – denn sie waren von der Vertilgung eines Schinkenrestes aufgestöbert. Jeder ließ stehn und liegen, was er unter den Händen hatte, stürzte heran und schaute insbrünstig über den Rand des Schiffs hinaus, um das gelobte Land zu erspähen. Den Meisten ging es wie mir, wir sahen, trotz des besten Willens, gar nichts. Endlich ging mir ein Licht auf. In unbeschreiblich zartem Rosa trat aus dem Nebel des Horizonts ein Schimmer der schneebedeckten Cordilleren und rechts und links zogen die schimmernden Höhen in unermeßliche Ferne, bis sie,

allmählig tiefer steigend, unter den Horizont sanken. Die nächsten Spitzen liegen etwa 35 deutsche Meilen von uns entfernt. Eine fröhliche Beklemmung erfaßte mein Herz, als mir die stolzen Wächter meiner neuen Heimath über's Meer her zuwinkten, schneller strömte mein Blut, so wie damals, als ich zum ersten Male die Gipfel der Deutschen Alpen am Himmel glänzen sah. Damals stand ich auf der kahlen Spitze des Feldbergs in frühster Morgendämmerung. Unter mir zogen die Nebel durch die dunklen Tannenwälder, und oben, über der wogenden Nebelschicht, leuchtete die Alpenkette in den ersten Strahlen der Morgensonne. – Die Alpen und das Meer sind meine besten Freunde. Meine besten Freunde umschließen meine neue Heimath, im Osten die Alpen, im Westen das Meer. Wie ich noch stand und in die nebelhafte Ferne blickte, kam ein kleines chilenisches Fahrzeug herangesegelt, grüßend zog es seine schöne republicanische Flagge auf; statt der deutschen Flagge mußten wir den bunten Lappen einer Krämerstadt aufziehen!

DEN 18<sup>ten</sup> JAN.: Am 15<sup>ten</sup> Nachmittags warfen wir Anker in der Bai von Valparaiso. Da ich hörte, daß ein Steamer am andern Morgen nach Panama abgehe, schloß ich in Eile mein Tagebuch, um es mit dieser ersten Gelegenheit hinüberzuschicken. Da ich jedoch nachher erfuhr, daß dieser Dampfer in keiner directen Verbindung mit der europäischen Linie steht, so habe ich das letzte Blatt wieder zerrissen und kann nun etwas weilläufiger

sein. Bis zum 15<sup>ten</sup> Mittags hatten wir wieder mit Nebel und Windstille zu kämpfen; da wurde der Himmel blau, der Horizont klar. Die Küste von Chile trat felsig und dunkel aus dem Nebel hervor. Rasch fuhren wir dem Lande entgegen, das nach und nach umrißbestimmter auftauchte. Ueber den schroffen, grauen Küstenfelsen, an denen sich die Brandung schäumend bricht, liegt ein kahles, sonnenverbranntes Haideland. Wie wir dem Hafen näher kamen, erhob sich vor uns ein dichter Mastenwald und zwischendurch schimmerten die hellen Häuser von Valparaiso, die an der weiten Bai lang hingestreckt liegen, und, wo die steilen Hügel an's Meer treten, amphitheatralisch aufsteigen. Kaum hatten wir Anker geworfen, so umschwärmte uns auch schon ein Haufen von Booten, Früchte etc. feilbietend. Nachdem der Capitain den Hafenmeister und die Zollbeamten abgefertigt hatte, fuhr ich mit Matthaei im Boote des Schiffshändler Gruner, der ein alter Bekannter des Capitains ist und gleich an Bord gekommen war, zurück. Er führte uns zu Droste (bei dem Matthaei engagirt ist) wo ich die freundlichste Aufnahme fand, aber leider, leider keine Briefe. Man vertröstete mich auf den nächsten Steamer, der in einigen Tagen ankommt. Zu meiner Beruhigung hörte ich nachher, daß keiner uns'rer Passagiere Briefe vorgefunden hat. Nachdem wir uns im Hotel du Nord an einem vernünftigen Land'souper erquickt hatten, kamen auch die übrigen Passagiere an's Land. Wir schlenderten zusammen in den

Straßen umher. Nach den trostlosen Beschreibungen, die ich von Valparaiso gehört und gelesen habe, wurde ich auf's Angenehmste enttäuscht.

Die Straßen tragen ein ganz europäisches Gepräge. Droschken, elegante Läden, Trottoirs pp., nur sind die Häuser meist niedrig und leicht gebaut, da alle paar Wochen ein Erdbeben die ganze Stadt tanzen läßt. Das Geschrei und der Wirrwarr dabei soll ganz toll sein. Jeder stürzt, wie er ist, auf dem kürzesten Wege in's Freie, und die Katholiken schlagen sich an die Brust und schreien: „Misericordia, misericordia!“ Nach 10 Minuten ist Alles vergessen. Statt daß sich die Furcht vor den Erdbeben mit der Zeit verliert, soll sie im Gegentheile immer wachsen, und die Einheimischen sind die Furchtsamsten. Vor einigen Jahrzehenden wurde die ganze Stadt durch ein Erdbeben zerstört. Die Bevölkerung (47,000) ist thätig und von unverwüsthlichem Humor. Die niedere Classe trägt einen ganz indianischen Stempel, und man findet darunter sehr viel häßliche Gesichter, in den höheren Classen herrscht der spanische Typus; – schönes Haar, dunkle Augen, kleine Füße und Hände, stolze Haltung, weiße Zähne. Alle Chileninnen flechten ihr Haar in lange, prächtige Zöpfe, wie bei uns die schwarzwälder Bauer'smädchen, sie verheirathen sich früh, verblühen rasch, schminken sich und sind über alle Maßen faul. Sie tanzen und reiten leidenschaftlich gern. Die Tracht der Männer ist durchaus europäisch und modisch; wer mit leinenem

Sommerzeug und Strohhut geht, ist schon nicht anständig gekleidet; auch hier muß man sich gewöhnen die unvermeidliche, geschmacklose Ofenröhre auf den Kopf zu setzen. Der gewöhnliche Mann trägt Strohhut und Poncho. Letzterer ist ein viereckiges Stück buntes Wollenzug, in der Mitte mit einem Loch versehen um den Kopf hindurchzustecken. Er ist ebenso praktisch als einfach, schützt im Sommer gegen Hitze, im Winter gegen Kälte, und wird auf die mannigfachste Weise benutzt. Pferde sieht man in den Straßen fast eben so viel wie Menschen. Die Einheimischen sind durchweg ganz ausgezeichnete und verwegene Reiter. Fast alle Geschäfte werden zu Pferde abgemacht, die man unbekümmert stundenlang vor der Thüre unangebunden stehen lassen kann, ohne befürchten zu brauchen, daß sich das Thier von seiner Stelle entfernt. Es ist von der Polizei verboten, sein Pferd an den Häusern festzubinden. Noch weniger braucht man besorgt zu sein, daß es gestohlen werde. Diebstähle und Einbrüche sind hier ganz unerhörte Dinge, weil die Polizei (ein Werk des großen Portales) ausgezeichnet organisirt und sehr streng ist. Sie ist theils zu Pferde, theils zu Fuß, (Vigilantes bei Tage, Serenos bei Nacht). Höchlichst habe ich mich verwundert, noch nicht einen einzigen Bettler gesehen zu haben, und bin doch schon durch die ärmsten Viertel gekommen, wo die Häuser erbärmlicher sind, als bei uns die Schweineställe. Bei ziemlicher Faulheit herrscht doch ein allgemeiner Wohlstand. Eine höchst ersprieß-

liche Einrichtung in der unendlich langen Stadt sind die Droschken (Birlochos). Sie sind gewöhnlich zweirädrig und zweisitzig, der Kutscher sitzt auf dem einen Pferde. Doch giebt es auch vierrädrige Coches. Für ein Real fährt man von einem Ende der Stadt bis zum andern, muß sich aber dafür gefallen lassen, daß unterwegs noch ein Passagier aufgenommen wird. Will man eine Birlocho allein behalten, so zahlt man 2 Realen. In diesen leichten Fuhrwerken wird man arg gestoßen und geworfen und würde unfehlbar hinausfliegen, wenn man sich nicht mit Füßen und Schultern darin festklemmte. In der Umgegend der Stadt findet man mit Ausnahme einiger Gärten und Pappel-Alléen wenig Grünes. Die heiße Sonne des Sommers hat die Berge roth gebrannt. Das Klima ist köstlich. Es regnet in 8 Monaten nicht, dazu sind wir jetzt auf der Höhe des Sommers, und doch finde ich die Wärme durchaus nicht drückend. Abends kühlt sich die Luft schnell ab und Erkältungskrankheiten sind häufig.

Am 16<sup>ten</sup> ließ ich und Matthaei das Gepäck an's Land bringen. Ich fürchtete sehr für die Widerwärtigkeiten des Zollhauses, doch Droste und Diestel hatten versprochen, uns dabei zu helfen. Zwei junge Leute von Drostes Comptoir erwarteten uns am Landungsplatze und unter ihrer Aegide kamen wir zu meiner großen Verwunderung unangefochten durch die Hände der Zollhäscher. Wie ich mich nach einem Wagen umsah, um die Sachen in Drostes Speicher fahren zu lassen, stellte sich ein dritter junger

Mann ein, der von Stüven geschickt war, und einen Brief von Rudolph Piderit mitbrachte, einen Karren für meine Bagage, und mir sagte, daß in Stüvens Hause ein Zimmer zu meiner Disposition stände. Ich hatte Stüven noch gar nicht gesehen, da ich in meinem Reisekostüm nicht zu ihm gehn wollte, und war ganz erstaunt über dieses freundschaftliche Entgegenkommen, das in einem fremden Lande so wohl thut. Er freute sich sehr, Bilder und Nachrichten von seinen Kindern zu bekommen, ich mußte ihm viel von Deutschland erzählen und er hat mich dafür mit vortrefflichem Rathe unterstützt und mich schon mit mehreren einflußreichen Personen bekannt gemacht.

Stüven hat sich von unten herauf gearbeitet, er ist als gewöhnlicher Bäcker von Deutschland ausgewandert, und hat jetzt ein ungeheures Etablissement von Brauerei, Bäckerei und Mühle. Sein Wohngebäude und die Häuser der Brauerei und Bäckerei, die damit zusammen hängen, bilden mit ihrer Bevölkerung ein kleines Dorf. Alles ist einstöckig gebaut, nur ein Flügel des Wohnhauses ist zweistöckig. In diesem wohne ich. Vor dem Zimmer liegt der Balkon, den man in jedem zweistöckigen Hause findet. Von hier aus sehe ich über die Dächer hin den nördlichen Theil der Stadt und die Masten einiger Schiffe. Ueber dem Küstengebirge sieht man hier auch bei klarem Wetter die Spitzen der Cordilleren, doch war es in diesen Tagen immer neblig. Die Häuser sind gewöhnlich von Außen unansehnlich, im Innern herrscht eine prachtvolle Ele-

ganz. Da findet man alle Schätze der europäischen Cultur und Bequemlichkeit in vollem Maße. Die Fenster und Thüren der Zimmer gehn größtentheils auf den innern Hof – corral genannt, deren größere Gebäude mehrere haben. Der Corral ist ein gepflasterter, viereckiger Raum, mit tropischen Blumen und Gewächsen geziert. Das Dach des Hauses tritt im Hofe überall weit hervor, wird durch hölzerne Säulen gestützt und schützt vortrefflich gegen Sonne und Regen. Ich war an diesem Abend bei Diestel zum Mittagessen eingeladen. Stüve (dessen Familie jetzt in Quillota auf dem Lande lebt), ist um 3 $\frac{1}{2}$  Uhr, und bat mich, bei ihm zu bleiben. Ich aß also erst mit ihm und, um nicht unhöflich zu sein, ging ich hernach zu Diestel und ließ mir noch einmal serviren. Diestel der Compagnon von Droste, ist ein junger Mann, höchst gefällig und liebenswürdig. Die hiesige Lebensweise ist von unserer sehr verschieden. Um 9 Uhr wird gefrühstückt, gebratenes Fleisch und Kartoffeln, Eier pp. und hinterher sehr starker Kaffee. Zwischen 4 u. 6 Nachmittags wird zu Mittag gegessen, hauptsächlich Fleischspeisen, viele Gänge, zum Nachtschisch herrliche Früchte; um diese unschädlich zu machen, trinkt man dabei schwere spanische Weine. Am folgenden Tag dinirte ich bei Droste, wo ich die Bekanntschaft seiner jungen Frau und einer andren Chilenin machte, die ebenfalls mit einem Deutschen verheirathet ist. Die spanische Conversation ging besser als ich dachte und ich amüsirte mich vortrefflich. Der gesell-

schaftliche Ton ist sehr gemüthlich. Abends wenn die Comptoirs geschlossen sind, geht man zu den Familien, bei denen man eingeführt ist, und ist immer willkommen. Man setzt sich mit zu Tisch oder trinkt nachher eine Tasse Thee und musicirt und plaudert. Beim Kommen und Gehen giebt man erst sämmtlichen Herrn u. Damen die Hand. Letztere nennt man durchweg Sennoritas, (Fräulein) wenn sie auch bereits Großmütter sind. Sie Sennora zu nennen wäre eine Beleidigung. Das Innere von Droste's Hause ist prachtvoll; er gehört nicht zu den Reichsten, aber doch kann kein Detmolder Salon sich mit seinen behäbigen Zimmern messen. Hinter dem Hause hat er einen allerliebsten Garten mit Alléen von Orangebäumen, Datteln, Feigen, und köstlichen Blumen. – Als ich mit Stüven von einem Ritt nach seiner Mühle zurückkehrte, führte er mich ins städtische Hospital. Es hat über 150 Betten und ist rein und luftig. Jeder hilfeschender Kranke wird, wenn Platz da ist, unentgeltlich aufgenommen. Gleich daneben ist ein Armenhaus, wo alte hilflose Personen untergebracht werden und ein andres Gebäude, wo für Arme Decken, Leinen pp., ausgetheilt werden. Sonntag Abends war ich im Theater, Truppe und Decorationen sind nicht übel – mindestens so gut als in Bremen. Das Gebäude sieht von Außen ganz gut aus, und ist im Innern elegant eingerichtet. Die meisten Logen des ersten Ranges sind Privateigenthum, über die der Eigenthümer verfügen kann, wie über ein Zimmer seines Hauses.

Stüven hat für die seinige 1800 Dollar gegeben. Jeder Logenbesitzer bezahlt für jede Vorstellung  $\frac{1}{2}$  Dollar Entrée, Andre 1 Dollar. – Die Bevölkerung von Valparaiso ist aus den verschiedensten Nationen zusammengesetzt. Es vergeht kein Tag, wo ich nicht alle 4 Sprachen sprechen muß, derer ich mächtig bin. Ohne geläufige Sprachkenntniß spielt man eine dürftige Rolle. Seit dem Californien-Schwindel hat sich die Stadt reißend schnell gehoben. Viele Auswanderer bleiben hier, weil die Nachrichten aus Californien immer schlechter werden, viele kehren hieher zurück, noch mehr würden zurückkehren, wenn ihnen nicht dazu das Geld fehlte. Zwei von unseren Passagieren Herz und Lotten haben sich auch entschlossen hier zu bleiben. Engländer sind in Valparaiso weniger als ich glaubte, mehr Franzosen und eine außerordentlich große Menge von Deutschen. Wohin man kommt, – im Hafen, in den Wirthshäusern, Kaffeehäusern, Comptoirs und vorzüglich in den Handwerksläden – überall breite, ehrliche deutsche Michelgesichter, daß einem das Herz im Leibe lacht, wenn man sie ansieht.

DEN 20ten. – Heute ist das Dampfschiff angekommen und hat mir endlich Deinen lieben Brief gebracht. Gottlob, Ihr seid alle wohl auf! – oder vielmehr Ihr waret wohl auf! – ach! die Entfernung ist so weit und die Nachrichten schon so alt, wenn sie kommen; wie viel Böses kann schon über Euch hereingebrochen sein, während ich mich über die guten Nachrichten freue, die ich bekomme.



Mehr wie je beschlich mich ein Gefühl kindlicher Sehnsucht, als ich nach so langer Zeit wieder Deine altbekanntesten, lieben Schriftzüge erblickte. Du fehlst mir! Und doch fühle ich, daß ich wohlgethan habe, mich loszureißen. Ich stehe auf einem gesunden Boden; Gesundheit fühle ich in Geist und Körper, und erwarte mit Ungeduld die Zeit, wo ich mich ungehindert meiner ärztlichen Thätigkeit hingeben darf. Louis Fahrt hat leider einen schlechten Anfang genommen, – uns ist es nicht besser gegangen. Ich sehne mich danach, von ihm Nachrichten zu bekommen. DEN 22<sup>ten</sup>. Heute habe ich mit Schöller, einem Dr. phil. aus Berlin einen Ritt in die Berge gemacht. Von Nachmittags 2 Uhr bis Abends 8 Uhr, habe ich mit Ausnahme der Mittagsessenszeit im Sattel geangen. Man reitet fast nur Gallopp und wird ein kühner Reiter, man mag wollen oder nicht. In der Stadt darf Niemand galloppieren, mit Ausnahme der Aerzte. Man findet deshalb viele Paßgänger. Im Gebirge ist es kahl wie bei Valparaiso; nur hin und wieder steht eine hohe Palme in dem dürren Gebüsch. Wo die Bergwässer durch die Schluchten fließen, findet man eine üppige Vegetation und freundliche Landhäuser. Uebrigens soll die Gegend sehr arm sein an naturwissenschaftlicher Ausbeute. Ich habe auch auf dem ganzen Wege nicht ein einziges hübsches Insect gesehn. Es wird deshalb schwer halten, für das Detmolder Museum Einiges aufzutreiben. Mein Albatroß ist im Schiffsraum leider ein Raub der Ratten geworden. –

Auf der Sierra hat man überall eine prächtige Aussicht auf das Meer und die offene Bai, in der sich stolze Masten von anderthalbhundert Schiffen erheben. – Meine Kleider und Instrumente sind nun alle ausgepackt und gereinigt und zu meiner großen Freude hat die Seeluft wenig oder nichts verdorben. Vorzüglich gut haben sich die Instrumente gehalten. –

Von meinen Empfehlungsbriefen habe ich bis jetzt noch so wenig als möglich abgegeben; – bis ich von St Jago zurückkomme, hätte man mich doch längst wieder vergessen. – Eberts Vetter, Herrn Hüneken habe ich besucht; Er scheint mir ein sehr lebenswürdiger junger Mann zu sein, dessen nähern Umgang ich suchen werde. – So schließe ich mein Tagebuch – die liebste Beschäftigung meiner Einsamkeit, denn wenn ich daran schrieb, war ich bei Dir, lieber Vater! Es fehlt darin ein für das Verständniß meiner inneren Seelengeschichte nicht unwesentlicher Theil – der poetische; – ich habe auf dem Meer das Versmachen wieder angefangen; doch behalte ich die Producte lieber für mich und gönne ihnen den Raum nicht in diesen Blättern. –

Nimm es nicht übel, daß ich Dir mein Tagebuch per Steamer schicke, und Dich schweres Porto dafür bezahlen lasse. Ich dachte mich in Deine Stelle, wie unbefriedigt Du von den wenigen Zeilen sein müßtest, die sich auf einen Bogen zusammendrängen lassen, ich dachte mir ferner, daß Du bereits 3 Briefe hast abgehen lassen, wenn

ich Dir den ersten schicke, und daß deßhalb mein erster  
3mal so schwer sein darf, als wie ein gewöhnlicher Brief.  
Leb wohl lieber Vater, täglich denke ich Deiner in Liebe  
und Dankbarkeit, – was wäre ich in diesem fremden Lande  
ohne Deine Stütze! Grüße die Mutter und meine Ges-  
chwister; – ich bin fern von Euch und doch habt Ihr  
mir nie näher gestanden. Mit Sehnsucht warte ich auf  
Deinen nächsten Brief. Leb wohl!

Dein treuer Theodor.

## Nachbemerkung

Albrecht Penck wies kürzlich darauf hin, wie schwierig es ist, ein Seetagebuch zu schreiben. Denn die Tage auf See pflegen in einer gewissen Einförmigkeit zu verlaufen und wenig Stoff für spannende Berichte zu geben. Wenn wir trotzdem das Reisetagebuch Theodor Piderits (\* am 15. 9. 1826 in Detmold) drucken, so geschieht es, weil er seine fast viermonatliche Überfahrt nach Valparaiso in liebevoller Kleinmalerei mit Frische und Laune beschrieben hat und seine Schilderungen eines kulturgeschichtlichen Wertes nicht entbehren.

Piderit blieb bis 1864 in Chile und übte dort als Arzt eine umfangreiche Tätigkeit aus. Während dieses Aufenthaltes in Südamerika schrieb er (1858) die „Grundsätze der Mimik und Physiognomik“, worauf sich dann später sein eigentliches System aufbaut. Dieses ist 1867 unter dem Titel „Mimik und Physiognomik“ in Detmold erschienen und hat ihn bekannt und berühmt gemacht. Es wurde im Jahre 1925 – 13 Jahre nach dem Tode des Verfassers – in vierter Auflage neu von Max von Kreusch herausgegeben. Eine Reise, die Piderit 1859 über die Vereinigten Staaten für einige Zeit nach Deutschland heimführte, schildert er in dem Bande „Erlebtes und Erdachtes“; in ihm findet sich auch ein etwas farbloser Auszug des Tagebuches unserer Reise „Nach Valparaiso 1850“. Hier erwähnt er auch das fernere Schicksal

des braven Seglers Hermann von Beckerath. Schon auf seiner Weiterfahrt von Valparaiso nordwärts befahl diesen die Wassersucht so, daß er nur mit Mühe den rettenden Hafen San Francisco erreichte, wo er als dienstuntauglicher Invalide seinem Schicksal überlassen wurde.

Die Urschrift des Tagebuches ist nicht mehr vorhanden. Der Verfasser hat später mit seiner klaren Handschrift eine Reinschrift davon angefertigt, in der aber die letzten Tagebuchblätter fehlen. Sie liegt im Archiv der Familie Piderit in Detmold. Eine schon in den 50er Jahren augenscheinlich von der Urschrift angefertigte Abschrift, deren erster Besitzer Ferdinand König in Osterode, ein Verwandter Piderits, war, gelangte 1918 im Gefangenenlager Orléans in meine Hände. Wie die Handschrift dahin gekommen ist, wird wohl immer ein Rätsel bleiben. Sie war dort lange mein einziges Buch; oft führte es mich aus der Enge des stacheldrahtumzäunten Lagers in freie, fernste Weiten.

Die Familie Piderit hat dankenswerterweise die Reinschrift des Tagebuches zum Abdruck zur Verfügung gestellt. In Zweifelsfällen ist auf die in meinem Besitze befindliche Abschrift zurückgegriffen; aus ihr sind auch die letzten Tagebucheintragungen abgedruckt. Die vom Verfasser auf dem Schiff angefertigten Zeichnungen sind gleichfalls im Familienarchiv aufbewahrt. Zwei von ihnen wurden uns für den Druck überlassen. Am Schlusse des Tagebuches spricht Piderit, der spätere Verfasser mehrerer

Bühnendichtungen, von seinen poetischen Ergüssen. Auch sie, die an Uhland und Heine anklingen, sind uns erhalten. Eine Probe mag hier folgen:

Schon seit langen Wochen treib' ich  
Auf dem Wasser mich herum,  
Und ich bin dabei geworden  
Völlig zum Amphibium.

Wasserwelt, die feuchte, trübe,  
Hält mich über Tag gebannt,  
Aber Nachts im Traume schlüpf' ich  
Wieder auf das feste Land.

Leipzig, den 23. April 1929

PAUL GÜNTZEL

ZUR JUBELFEIER  
DES  
LEIPZIGER BIBLIOPHILEN-ABENDS

am 3. Mai 1929

den ewig Vorgemerkten

gestiftet von einigen Leidensgenossen



*Gedruckt wurden von  
Poeschel & Trepte in Leipzig*

*80 Exemplare*

*in der*

*Pastonchi-Kursiv*

Deutsches  
Schiffahrtsmuseum  
Bremerhaven

DIE NUMMERN 1 BIS 50  
SIND BESTIMMT FÜR

ADOLF ABER	AUGUST KAROLUS
HANS ACHELIS	HEINRICH KLIEN
CARL BOOS	HERMANN AUGUST KORFF
WALTHER BRÜGMANN	FRITZ MACK
LEO BRUHNS	FRIEDRICH MICHAEL
WALTER BUHE	ALFRED NEU
WILHELM BURLAGE	GÜNTHER RAMIN
ERICH CARLSOHN	MAX RONNIGER
ALFONS DAVID	HANS RUPPERT
FELIX DIETRICH	OSKAR SCHLIPPE
OTTO ERICH EBERT	HERMANN SCHULZE
KONRAD ENGLÄNDER	ELERT SEEMANN
FRANZ EXNER	ERICH SEEMANN
WILHELM FRELS	OTTO SIEBLIST
THEODOR FRINGS	HENRY E. SIGERIST
JOHANNES FUCHS	WALTER SIMONS
FRANZ OTTO GENTH	ERNST SMIGELSKI
PAUL GÜNTZEL	HANS SOLTSMANN
ERNST HERTEL	SAM. STEIN
ALBERT HESS	VALERIAN TORNIUS
ANTON HIERSEMANN	FRITZ VIEHWEG
WILLY HOFFMANN	KARL HEINRICH WEIGEL
WERNER HUECK	KARL WEISSER
KURT JACOBY	GEORG WILDHAGEN
RUDOLF KAEMMERER	KARL VON ZAHN

UND NR. 51 BIS 60

FÜR DIE FAMILIE PIDERIT

Nr.